P. o. germ. 2061 f (2

EIGENTVM · DR. ADOLF HOFFMANN ·

<36606411940016

<36606411940016

Bayer. Staatsbibliothek

Der blaue Esel.

Eine Geschichte.

Herausgegeben vom Verfasser des Hrn. Schlendrians.

Zweiter Theil.

AN

Zweite Auflage.

73|5023

Wien und Leipzig, bei Johann Georg Mößle, 1789

Franz Xaver Huber

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Sehr weinerlich. Ich rathe den empfindsamen Lesern und Leserinen etlich Schnupf Tücher an die Seite zu legen, um dieTränen zu troknen. — Freuen Sie sich nicht schon, Freude der gestgwertelten Empfindelei?

Mit der grösten Eile ging's von Poststazion zu Poststazion, daß mein Onkel und der Engländer in drei Tagen etliche dreissig Meilen von H * * * schon entfernet waren. Weil sich Milord nun in etwas sicher glaubte, so beschloß er, sich in dem nächsten Orte einige Tage von der Beschwerlichkeit des langen Fahrens zu erholen. Es war ein kleines Städchen, dessen Aeusserliches aber mehr einem Dorfe glich. Der Amtmann, Amtschreiber und Pfarrer machten die vornehmsten Personen darin aus; die andern

Bewohner waren alle bürgerliche Bauern. Was diesem Orte an herrlichen Gebäuden abging, ersezte tausendfältig die reizende Lage desselben. Das Städchen war auf einem Hügel gebaut. Gegen Mittag wechselten blumigte Wiesen mit fruchtbaren Hügeln und Thälern ab; gegen Abend blinkten die herrlichsten Weingebirge mit den göttlichen Trauben geschmükt den herumirrenden Augen entgegen. Gegen Morgen und Mitternacht hoben schattigte Wälder ihre grünen Häupter empor; mit einem Worte: es war die anmuthigste, und — wenn das Wort durch den allzuoften Gebrauch nicht schon so obsolet wäre — so würd ich sagen, die romantische Gegend.

Obschon der Gasthof nicht der prächtigste war; so herrscht doch Reinlichkeit darin, und die Höflichkeit des Wirthes — eine seltene Tugend! — ersezte, was an Pracht mangelte. Da diese gesegnete Gegend einen Uiberflus an Lebensmitteln hatte, so war auch kein Mangel an Bequemlichkeiten und Einrichtung. So bald sie die Mahlzeit, welche in einem guten

Stük

Stük Rosbeef und einem Hammelsbräten — von welchem Mylord ein grosser Liebhaber war — bestand, verzehret hatten, wurde beschlossen, die Gegend in Augenschein zu nehmen. Sie irrten durch blumigte Wiesen, die fruchtbaren Hügel hinab, lagerten sich in den anmuthigen Thälern, nnd endlich, da Madam Cinthia der Nacht mit ihrem silbernen Zepter winkte, sich auf die Erde herabzulassen, eilten sie in das Gesbüch; denn Milord hatte eine Anlage zur Schwärmerei, und irrte nicht lieber, als wenn die schwachen Strahlen des Mondes durch die dikbelaubten Bäume blinkten, in Wäldern herum; weil da dies heilige Dunkel, die feierliche Stille seine Seele zu Empfindungen stimmte, die er zwar fühlte, aber meinem Onkel, so sehr er Meister seiner Sprache war, doch nicht mit Worten auszudrükken vermogte. Alles, was man von dem, das in seiner Seele vorging, bemerken konnte, war ein Ausdruk, den man aber auf seinem Gesichte, und in seinem Blikke lesen mußte, wenn man ihn verstehen wollte.

Als sie lange so in hellem Mondscheine herumschwärmten, hörten sie einige Töne, die ihnen ein klagendes weichliches Geschöpf vermuthen ließen. Mylord, ein Freund von Ebentheuern, folgte dem Laut. Kaum waren sie einige hundert Schritte durch das dikkeste Gebüsch gedrungen, so sahen sie zwei sehr reizende Mädchen auf dem weichen Mooße sizzen. Die eine, auf deren Gesicht ein innerlicher Gram, der die Rosen ihrer Wangen etwas gebleichet hatte, sehr deutlich ausgedrükt war, lag mit dem Kopf auf dem Blokke eines abgehauenen Baumes. Ihr Haar hing in unordlichen Lokken herunter, und der stiere gegen Himmel gerichtet Blik zeigte von der Zerrüttung, in der sich einigermassen ihr Gehirn befand. Das ander Mädchen hielt eine der herabgesunkenen Hände fest in den ihrigen eingeschlossen, und ihre Minen verrithen die wärmeste Theilnehmung an dem Schiksale ihrer unglüklichen Freundin. Mylord blieb erstarrt stehen, da er die beiden Mädchen sah. Der Anblik der Leidenden wirkte mit einer solchen Stärke auf sein Herz, daß seine Seele diesem Eindruke

nicht

nicht wiederstehen konnte. Er bog sich mit dem Oberleibe hinter dem Gebüsche hervor, als wollte er an die Seite des Mädchens stürzen, aber seine Füsse waren eingewurzelt. Mein Onkel spizte seine Ohren, und — betrachtete die Sterne.

"Willst du nicht aufstehen, Liebe! Laß uns zurükkehren! Die Nacht ist kühl, und deine Gesundheit, die ohnehin durch deinem Gram schon zu viel leidet, wird nur noch schlechter."

Ein Blik, in welchem eine Träne glänzte, und die Hand gegen Himmel war die Antwort.

"Komm! Laß uns diese fürchterliche Einsamkeit fliehen, die nur dazu dienet, deine verwirrte Einbildungskraft noch mehr zu zerrüten. Denk an deine Eltern, liebe Freundin! An die Leiden deines Vaters, an die Schmerzen deiner Mutter, Laß uns zu ihnen zurükkehren!"

Izt sank der Blik des leidenden Mädchens auf ihren Unterleib. — "Kann

ich? — Kann ich? — Ach! hier — hier!" — — schwere mit Mühe losgewundene Seufzer hoben ihren Busen, und erstikten ihre Stimme.

" Sie werden dir verzeihen. Bist nicht aus Bosheit, bist — aus Schwachheit, aus — Unschuld gefallen, liebes Mädchen! Gewis sie werden dir verzeihen."

Ein wildes Kopfschütteln antwortete darauf, in dem sich die Arme zugleich nach der Länge auf den Boden warf, und ihr Gesicht ins Moos verbarg.

Mylord, dem alles, was er sah, hörte, und fühlte, ans Herz grif, brach izt mit meinem Onkel hinter dem Gebüsche hervor, und die Knie des sonst stolzen Britten bogen sich, ohne daß er es wollte, an der Seite des Mädchens. Ihre Freundin da sie zween Fremde erblikte, that einen lauten Schrei, wodurch die Leidende aus ihrem Geistesschlummer erwachte, und sich in die Höhe richtete. Sie warf einen stirren Blik auf den Engländer, der indessen ihre Hand ergrif-

griffen hatte, und ein sanftes Lächeln verzog ihren Mund. — — " Bist da, Lieber! — hast mich verlassen — hast! " — — Izt riß sie ihre Hand aus der seinigen — " Bist — Bist's nicht! " — und sank mit ihrem Gesichte ins Moos zurük.

Furcht und Schreken hatten sich bei ihrer Freundin noch nicht völlig verloren, als der Engländer ganz leise zu ihr sagte: " Fürchten Sie nichts! Fürchten sie nichts! Ich bin ein ehrlicher Mann.

Das Mädchen, welches aus Furcht sich nicht getrauete, ihre Augen empor zu heben, schielte izt ein wenig nach dem Engländer uud fand, das Mylord immer noch ein angenehmerer Gesellschaffter, als ein Faun, sei. Ihre Furcht verlor sich nun allgemach. Mylord war auch wirklich nicht der Mann, vor welchen ein Mädchen erschrekken konnte. Seine Bildung war männlich schön und sein ganzes Aeusserliches verrieth den Engländer. Da ihm das Knien etwas ungewöhntes war. — denn er hatte sich noch nicht so

lange in Teutschland aufgehalten, um es von unsern süssen Herrnchen erlernet zu haben, so sezte er sich neben der Leidenden. Er glaubte seine Brust wäre für sie ein bequemeres Kissen, als das Moos, und darum hob er sie ganz sachte auf, legte sie in seine Arme, und ihr Haupt auf seine Brust. — „Was fehlt Ihrer Freundin, fragte er, daß sie so allein zu einer so ungewöhnlichen Stunde in diesem Wald herumirren?“

„Ach, die Arme! Ihr Verstand ist sehr krank!

M. Das seh' ich, das fühl ich. — Ist er es immer?

„Ach nein! Nur zu gewissen Stunden.“

M. Und was, was (sehr hastig indem er seinen Mund näher an das leidende Mädchen brachte,) was ist die Ursache?

Das Mädchen erröthete und schwieg.

M.

M. (Noch hastiger.) Verzeihen Sie, verzeihen sie meiner Kühnheit " Aber bei Gott, ich nehme Antheil, sehr warmen Antheil, und -- vielleicht kann ich helfen; kann was zur Genesung Ihrer Freundin beitragen. Machen Sie mich zum Vertrauten ihrer Geschichte, denn — ich bin ein ehrlicher Engländer."

Das Mädchen erinnerte sich bei dem Worte, Engländer, der britischen Grosmuth und sagte: — "Sie werden eine sehr traurige Geschichte hören. Aber machen Sie, daß wir meine Freundin von hier fortbringen. Die Luft, die izt schon sehr rauh ist, könnte ihr schaden. Ich will Ihnen dann alles, was ich weis, erzählen."

M. Und wohin sollen wir sie bringen?

"Hier in der Nähe ist die Hütte eines Kohlenbrenners, bei dem wir uns aufhalten."

M. Gut, gut. — — Nun rüttelte er das Mädchen ganz sanft, bis sie den Kopf in die Höhe richtete. Sie sah den Engländer an, in dessen Armen sie sich befand; aber nicht mehr mit dem stieren Blikke, sondern mit einem sanften, schmelzenden und tränenden Auge. — " Wo bin ich? — Wer sind Sie? — " Waren Ihre Fragen, indem sie bald den Engländer, bald ihre Freundin ansah.

M. In den Armen Ihres Freundes, Ihres —

" Was wollen Sie mit mir? — (ganz schüchtern, da Mylord sie an seine Brust drükte.)

M. Was Tugend und Rechtschaffenheit erlauben, gutes, liebes, leidendes Mädchen!

"So alle, — alle — aber ihre Handlungen sind anders " — Tränen quollen izt häufig aus ihren Augen.

M.

M. Nicht alle, meine Gute! Gewis nicht alle! Und, giebt es in Ihrem Lande nur schlechte, niederträchtige verfürende Männer, so sind in England noch rechtschaffene; und — ich bin ein Engländer. — — Er ließ sie izt aus seinen Armen. Das Mädchen betrachtete ihn nun mit Aufmerksamkeit. Die Züge der Schwermuth veränderten sich in etwas Freundlichkeit, die aber zwischen den traurigen Minnen nur so hervorbrach, wie ein einzelner Sonnenstral, der durch das schwarze Gewölke dringt. — "Ach! verlassen Sie mich!"

M Und warum? Warum, liebes Mädchen? Warum Sie verlassen? Ich bin ihr Freund. Sie müssen — meine Freundin sein.

" Ich kann nicht! — Kann nicht. — Verlassen sie eine" — — Sie warf izt einem schamvollen Blik auf sich selbst, indem sie zugleich das Gesicht in ihre Hände verbarg.

Mylord errieth, was das eine, der schamvolle Blik auf sich selbst, und das in die Hände verborgene Gesicht sagen wollten. — — Lassen Sie fahren den Gedanken, meine Liebe! Lassen Sie ihn fahren! Verbergen Sie nicht Ihr Gesicht! Sie haben keine Ursache es zu thun; wenigstens bei mir nicht. Ich bin ein Engländer, und weis was Vernunft und Vorurtheil ist. Nicht Liebe! (indem ihre Tränen häufiger flossen) nicht das! keine Tränen, wenn ich Sie bitte; wenn Sie — meine Bitte achten!

" Fliehen Sie, fliehen Sie — eine Geschändete!

M. Geschändete! — Bei Gott! Nicht geschändet! Lassen Sie das! 'S greift Sie zu sehr an! Und — wahrlich, Posse — nur Posse das Geschändete! Kommen Sie, wir wollen in die Hütte zurük. Sie sollen da ruhen. Sie sollen vergessen, was an Ihrem Herzen nagt.

" Ach!

"Ach! Ruhe! Ruhe! — Keine für mein Herz, — Keine wird je für mich sein!"

E. Müssen es, müssen, Liebe, wieder ruhig werden. — Kommen Sie — — Er nahm izt das Mädchen sanft bei der Hand, und hob sie auf. Willig, ohne sich zu weigern, folgte sie; denn sie fand in dem Engländer etwas, das sie mit Gewalt an ihn zog. Sie gingen ganz langsam der Hütte zu. Auf dem Wege wuste Mylord der Leidenden so viel Trost zuzusprechen, so unvermerkt ihre Schwermuth zu zerstreuen, daß sich ihr Blik in etwas aufheiterte, und sie ganz an seinem Arm geschmiegt den Weg zurüklegte. Mein Onkel trabte ganz langsam hintendrein und gähnte ein paarmal, denn der Schlaf wollte mit Gewalt seine Augen verschlüssen.

Zwei-

Zweites Kapitel.

Sint haec exempla casta puella tibi!

das heist;
Ein gutes Präservativmittel, meine artige Schönen!

Der Kohlenbrenner machte ziemlich weite Augen, da Mylord und mein viel theurer Onkel in seine niedre Schaubhütte eintraten. Doch Mylord, der die Art verstand, solchen Leuten Freundlichkeit zu lehren, drükte ihm ein Paar Dukaten in die Hand, und diese überzeugenden Gründe überführten den guten Kohlenbrenner gleich, daß man gegen solche Leute höflich seyn müsse. Er bat Mylord um Verzeihung, wenn er nicht alles so finden sollte, wie es zu seiner Bequemlichkeit nöthig wäre. Er erbot sich, den fremden Herrn, der vielleicht ein guter Freund von den beiden Mamsellen sein mag, und

den

den er für den rechtschaffensten Mann halte, allein zu lassen; doch werde er allzeit bei der Hand sein, wenn Mylord was nöthig hätte. Er ergrif sein Weib bei der Hand, zeigte ihr die blanken Dukaten, und führte sie aus der Hütte.

Der Engländer, mein sehr werther Onkel und die beiden Mädchen befanden sich nun allein. Mylord brannte vor Begierde von den Umständen der Leidenden genauer unterrichtet zu sein; aber in ihrer Gegenwart wollte er nicht auf die Erzählung dringen. Er vermuthete, daß etwas darin vorkommen müsse, das dem Mädchen unangenehme Ideen zurükführen könnte. Er bat die Leidende, die ohnehin der Ruhe bedurfte, sich zu Bette zu legen, um ihrer Gesundheit zu schonen.

„Und was kann Ihnen an der Gesundheit eines armen Mädchens liegen, der das Leben eine Last, und Sterben eine Wohlthat ist?"

M. Viel, viel, Liebe — viel, ist mir daran gelegen! (Mit einem bedeutenden Blikke.) — Alles, gutes Mädchen! Mir zu Liebe schonen Sie dieselbe! Stärken Sie Ihre ermatteten Lebensgeister durch ein wenig erquikkenden Schlafes. Wollen Sie das, Gute, Wollen Sie?

Ein freundliches Lächeln, und ein Blik, der etwas mehr, als ein alltägliches Ja sagen wollte, war ihre Antwort.

M. Nun, Liebe, Sie gönnen mir das Vergnügen, Sie morgen gestärkt und munter zu sehen.

„Sie wollen es. — Gute Nacht!“ Und mit einem noch mehr ausdrükkenden Blik ging sie in die Kammer, wo ihr Lager von etwas Moos und einigen Wollbekken errichtet war.

Kaum hatte sie die Stube verlassen, als Mylord ihre Freundin bat, ihn mit der Geschichte dieses unglüklichen Mädchens bekannt zu machen. Nach einigem Weigern und Entschuldigungen, daß sie

eine schlechte Erzählerin sei, daß viel darin vorkomme, welches sie zum — erröthen zwingen könnte, fing sie endlich an, dem Engländer auf sein dringendes wiederholtes Bitten die Geschichte zu erzählen.

Geschichte der Luzie.

Luzie ist der Name dieser Unglüklichen, die durch ein allzu empfindsames Herz und durch die Kunstgriffe des Grafen von T***** so elend geworden ist. Ihr Vater ist Bedienter bei dem Gesandten von ***. Ein ehrlicher, rechtschaffener Mann, der den einzigen Fehler hatte, daß er seine Tochter zu sehr liebte, und ihr eine völlige Modeerziehung gab. Luzie hatte von der Natur, nebst einer schönen, bezauberten Gesichtsbildung und einem niedlichen Wuchse, ein gefühlvolles Herz und einen feinen Verstand erhalten. Gaben, durch welche sie zur besten, glüklichsten Gattin eines rechtschaffenen Mannes hätte werden können, hätte die Kunst das nicht verdorben, was die Natur bei

ihr anlegte: Ihr ausserordentlicher Hang zum Lesen legte den Grund zu ihrem Unglükke. Da sie keinen vernünftigen Führer hatte, der die für sie nüzlichen Bücher wählen konnte, so verfiel sie auf solche, die zwar zur Bildung des Herzens und der Empfindung geschrieben sind, in Wahrheit aber das Herz und die Empfindung mehr verderben, als zum Guten bilden. Weinerliche Romane, empfindelnde Geschichten waren ihre Lektür. Da ihr ungebildetes Herz Nahrung darin fand, so machten diese Schwärmereien des Unsinns einen solchen Eindruk auf sie, daß ihr alle andere Bücher, worin nicht empfindelt wurde, abgeschmakt vorkamen. Ihre Empfindungen wurden überspannet, und ihre Einbildungskraft mit lauter Romangrillen angefüllt. Es meldeten sich einige Freier; aber sie hatten das Unglük, sich nicht romantisch auszudrükken, bei empfindsamen Stellen nicht mitzuweinen, bei welkenden Rosen nicht in Ohnmacht zu sinken, mit keinem Würmchen zu simpathisiren, mit dem Monde nicht zu liebäugeln, — konnte die empfindsame Luzie einen solchen Mann zu ihrem Gatten

wäh=

wählen? Sie hatte sich ein Ideal von einem Geliebten gemacht. Nur ein solcher — oder keiner sollte ihr Herz besitzen.

Mit diesem ganz überspannten Empfindungen und einer romantischkranken Einbildungskraft kam Luzie zur Frau von S*** als Kammerjungfer. So lange Sie bei ihrem Vater war, blieben ihre Reize im Verborgenen. Sie trat izt in die Welt, und ein Haufe niederträchtiger Verführer umschwärmte sie. So sehr sich aber alle bemühten, mit dem kostbaresten Geschenken ihre Unschuld zu erkaufen, so waren doch alle ihre Bemühungen fruchtlos. Weder Gold, noch glänzende Steine vermogten etwas über ihr Herz, das im Grunde die Tugend ehrte.

Unter denen, die sich bestrebten, Luziens Unschuld zu rauben, war auch der Graf von T*****. Seine gute Gesichtsbildung, sein zu allen Lastern fähiger Verstand, und sein grosses Vermögen machten ihn zu dem gefährlichsten Feind der weiblichen Tugend; und ihm glükte

es auch der Mörder von Luziens Unschuld zu werden. Er erforschte gar bald die schwache Seite meiner unglüklichen Freundin. Ihr Hang zur romantischen Schwärmerei konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, und nach diesem entwarf er den Plan, sie ins Elend zu stürzen. Er besuchte sie, lobte die Romane, die nach Luziens Geschmak waren; las ihr einige Stellen vor, vergos Thränen bei den empfindlichen Situazionen, und zeigte sich ganz als den Mann, wie ihn Luzie wünschte. Das gute Mädchen, entzükt ihr schönes Ideal gefunden zu haben, bat ihn, sie öfters zu besuchen. Ganze Stunden brachte er izt bei ihr zu. Schwazte mit ihr von Empfindungen, die Luzie zu haben glaubte, und welche er künstlich nachzuahmen wußte, und so schlich er sich in ihr Herz.

Acht Tage verflossen, ohne daß er ein Wort von Liebe gegen sie erwähnte. Aber obgleich sein Mund diese Leidenschaft in ihrem Herzen nicht anfachte, so hatte er ein anderes Mittel gewählt, welches mit ungleich stärkerer Wirkung dasjenige erreg-

regte, was er wollte, daß sie fühlen sollte. Er gab ihr lauter solche Bücher, worin die Liebe mit den reizendesten Farben geschildert war, und welche die Sinne mit dieser Leidenschaft ganz bezauberten. Luzie konnte bei ihren überspannten Empfindungen und mit einem wirklich gefühlvollen Herzen unmöglich gegen eine Leidenschaft unempfindsam bleiben, die so viele Reize für unsre Sinne hat, und deren Zauber durch die Bilder, in welchen sie von den Romanfabrikanten aufgestellet wird, sich vergrössert. Ihr Herz fühlte den leeren Raum, den ihr nur ein Geliebter ausfüllen konnte, und mit diesem Gefühle entstand der Wunsch, diesen Geliebten zu finden. Sobald der Graf die Veränderung, die in dem Herzen meiner Freundin vorgegangen war, merkte; sobald er den Drang desselben, der sich zu merklich in ihren Blikken äusserte, beobachtete, änderte er in etwas seine Gestalt. Noch bis izt hatte er die Rolle des Gleichgültigen gespielt; izt machte er den Liebhaber. Er seufzte, wenn er neben ihr saß; ward im Lesen zerstreut, sah sie mit feurigen, zärtlichen,

oft nassen Blikken an, drükte ihre Hand, und in seiner Zerstreuung gab er ihr manchmal einen etwas unplatonischen Kus. Er erholte sich, bat sie um Verzeihung, war traurig, wenn er sie verlies, und das Entzükken leuchtete aus seinen Augen, wenn er sie sah.

Es ist für ein Mädchen nichts gefährlicher, als der beständige Umgang mit einem Mann, der ihre ganze Hochachtung hat, und den sie mit Enthusiasmus, als Freund, betrachtet. Die Liebe schleicht sich unter der Maske der Hochachtung und Freundschaft unvermerkt in ihr Herz, und sie liebt ihn, eh sie es nur vermuthet. Dieses war der Fall bei Luzien. Sie schäzte den Grafen, als einen empfindsamen Mann, und hielt ihn für ihren besten Freund. Anfangs fühlte sie nicht, daß ihr der Graf vielleicht etwas mehr, als Freund sei, und ward es erst gewahr, da sie ihn schon liebte. War der Graf unruhig, so war sie es auch; war er munter, so schien sie entzükt; war er traurig, so weinte sie. Der Graf, als ein Kenner, errieth, was das alles

zu bedeuten habe, und nun brach er sein Stillschweigen. Er warf sich zu ihren Füssen, erklärte seine Liebe, und beschwur sie im Romantone um ihr Herz. Weibliche Etiquette zwang Luzien, erstaunt über diesen Antrag zu scheinen. Aber der Graf hatte zu viel Erfahrung, um sich durch diese weibliche Grimasse abschrekken zu lassen. Er drang in sie, und zwang sie, ihre Verstellung in seinen Armen abzulegen.

Entzükt, Luziens Herz erobert zu haben, machte der Graf izt den Entwurf, auch ihre Tugend zu besiegen; aber seine gewöhnlichen Mittel würden hier fruchtlos gewesen sein. Der Angrif muste nach einem ganz andern Plane geschehen, und sein teuflischer Wiz erfand bald das Mittel, ihre Tugend zu bezwingen. Um sie sicher zu machen, schwazte er ihr stets von Tugend vor. Er lobte diese Tochter des Himmels, indessen er ihr lauter solche Bücher lieh, die das Gefühl für selbe in ihren Herzen schwächen, und die Religion daraus verbannen konnten. Er wuste, daß ein Mädchen keine andere

Waffen wider das Laster habe, als die Religion. Ob er zwar nicht völlig seinen Plan hier ausführen konnte, so gelang es ihm doch, sie lau gegen Gott und Religion zu machen; und dies war ihm genug. Izt that er den lezten Schritt, um die Früchte seiner Bemühungen zu genissen. Das er sie zu seiner Gattin machen wolle, dieses schwur er ihr täglich zu. Er schilderte ihr das Vergnügen, das sie beide in dieser Vereinigung fühlen würden, sehr lebhaft, und brachte es so weit, daß Luzie die Annäherung der Stunde wünschte, die sie auf ewig mit ihrem liebsten Grafen vereinigen sollte. Wie er diesen Wunsch ihres Herzens merkte, dann scholt er auf das Vorurtheil seines Vaters, der ihn so lange an seinem Glükke hindern würde, als er lebe. Er seufzte, und in der Heftigkeit seiner Liebe bat er sie oft, ihm ein Mittel zu sagen, eher glüklich zu werden. Er äusserte oft seine Furcht, von ihrer Seite gerissen zu werden, und dann beschwur er sie noch heftiger, ihm zu sagen, ob sie denn gar nicht wisse, wie sie ihr Glük noch vor dem Tode seines Vaters befestigen

gen konnten. — Der schlaue Graf! Er wuste es lange schon; aber sie selbst sollte ihm zuvorkommen, um allen Verdacht zu vermeiden. Luzie, die selbst dem Glük mit Verlangen entgegen sah, und von der jedem Mädchen eigenen Eitelkeit angespornt, selbes nicht genug beschleinigen konnte, machte ihm endlich den Antrag, sich mit ihr heimlich zu verbinden. Der Graf warf sich zu ihren Füssen, dankte ihr mit dem schwärmerischsten Ausdrükken, und schwur, sie ewig zu lieben.

Sobald er nach Hause kam, überlegte er den Plan. Sie durch eine falsche Zeremonie zu täuschen, wäre freilich sehr leicht gewese; aber die Sache schien ihm doch ein wenig kützlich. Er hatte keine Lust, sich seinen Leuten anzuvertrauen. Er wuste, daß ein Herr, der seinen Diener zum Vertrauten seiner Schurkenstreiche mache, dadurch der Diener seines Dieners wird, weil dieser die Gewalt in seinen Händen hat, der ganzen Welt seinen Herrn als einen Schurken aufzustellen. Fremde Leute zu brauchen, wär freilich das sicherste gewesen; diese hätte

er

er auch leicht gefunden; denn für Geld werden die Menschen Heilige, oder Bösewichter. Wozu aber einige hundert Dukaten verschwenden, wo es nicht nöthig ist? Auch wuste er, sollte die heimliche falsche Verbindung herauskommen, daß er es mit der Gerechtigkeit zu thun bekämme, welche die heilige und dem Staate nüzliche Zeremonien zum Dekmantel des Lasters nicht ungestraft brauchen läst, daß er hingegen, wenn es auch kund wird, daß er ein unschuldiges Mädchen verführt habe, weiter nichts zu fürchten habe, als das Entschädigungsgeld dem Mädchen zu zahlen, und die Verachtung der Rechtschaffenen. Beides war ihm eine Kleinigkeit. Einige hundert Gulden konnte er entbehren; und was schiert sich ein Graf um die Verachtung des rechtschaffenen Pöbels, da ihn seine Standsgenossen nichts destoweniger schäzzen, und das Ganze mit dem Namen der Galanterie belegen, die zu den Sitten des Adels gehört! Die heimliche Verbindung ward also von ihm verworfen; aber so weit sollte sie ihm dienen, das

Mäd-

Mädchen durch sie leichter betrügen zu können.

Da ihn Luzie schon halb als ihren Gemal betrachtete, so lud er sie öfters in seine Wohnung, unter dem Vorwande daß sie daselbst besser alles mitsammen ihrer Verbindung wegen verabreden können, ohne von andern behorchet zu werden. Luzie hatte kein Bedenken, den Mann, dem sie bald ganz angehören würde, allein in seinem Hause zu sehen. Alle Abende brachte sie sein Wagen zu ihm; denn beim Tag konnte es nicht der Herrschaft wegen geschehen, vor welcher alles ein Geheimnis bleiben sollte. So oft sie ihn besuchte, war immer ein köstliches Nachtmal bereitet. Die hizzigsten Getränke waren im Uiberflusse da. Nie verlies sie ihn, ohne daß ihr Blut in der heftigsten Wallung, und ihre Sinne sehr stark gereizet waren. Der schlaue Graf hielt sich einige Tage ganz in den Schranken der Ehrbarkeit. Einige Küsse und mancher ganz von ohngefehr nach ihrem Busen gerathener Grif war alles, was er sich erlaubte, um ihre Begierden recht

anzu-

anzufachen. Nun glaubte er, es wagen zu können, ihrer Unschuld das Messe= an die Kehle zu sezzen. Er lud sie, wie gewöhnlich, zu sich. Wollust erwekkende Gerüchte und Getränke beschwerten den Tisch. Beide assen, beide scherzten, küßten. Luzie war Mädchen, der Graf feurig, von ihr geliebt. Seine Beredsamkeit schilderte ihr die Wollust mit den reizendsten Farben unter dem Gewande der Tugend. Er erstikte ihren Mund mit Küssen, widerlegte alle ihre Einwendungen mit dem: werd' ich nicht in einigen Tagen Ihr Gemal sein? und — — — — — —

Fataler Zufall! Bei dem Worte und, welches mein viel theurer Onkel nur noch halb gehört hatte, schlief er ein, und überhörte die Fortsezzung der Geschichte. Wir sehen uns also auch genöthigt hier in etwas abzubrechen, so ungerne wir es thun. Doch glauben wir, daß es unsern Lesern von vierzehn, und unsern Leserinnen von zwölf Jahren nicht schwer fallen wird, sich nach dem Und alles besser hinzuzudenken, was mein viel theurer Onkel

kel verschlafen hat, als ihnen der schreibfesteste Romanfabrikant mit all seiner Faustfertigkeit nicht besser nach der Natur schildern könnte. Diejenigen aber, welche noch nicht wissen, was sie nach dem Und hinzudenken sollen, verlieren eben nichts dabei; ja es ist besser, daß sie es nicht wissen, und sie können meinem vielwerthen Onkel grossen Dank sagen, daß er bei dem Und einschlief.

Mein Onkel schlief noch feste, als ihm der Engländer von ohngefehr einen Stoß mit dem Fusse ans rechte Ohr versezte, von welchem er, da er ihn sehr schmerzte, wieder erwachte und er hörte ein zweites und. Er glaubte deswegen, nichts verschlafen zu haben, und horchte sehr aufmerksam zu, wie die Freundin der Luzie fortfuhr — —

Und sie machte ihm izt die bittersten Vorwürfe. Der Graf tröstete sie mit allerhand schmeichelhaften Versicherungen seiner Liebe, und betheuerte ihr, sich in einigen Tagen mit ihr zu vermälen. Luzie ward durch seine Schwüre in etwas

beru-

beruhiget, und verlies ihn mit dem Stachel in ihrem Herzen, den das Laster daselbst zurük gelassen hatte.

Indessen triumphirte der Graf über die gemordete Tugend meiner unglüklichen Freundin, und, weil er seinen Sieg länger geniessen wollte, so beschlos er, sie auf seine Güter mit zu nehmen, die Vermälung unter erdichteten Vorwänden immer auf zu schieben, bis er seine Begirden völlig an ihr gesättiget habe. Er endbekte ihr seinen Entschlus, sie auf seine Güter zu führen und da zu ehligen. Sie willigte izt in alles, brachte ihre Sachen heimlich aus dem Hause, und verließ mit ihm die Stadt.

Zween Monate verflossen ihr auf dem Gute ihres Verführers. Sie konnte herschen; dies befriedige ihren Stolz, und ihre Zudringlichkeiten der Vermälung wegen wuste der Graf immer sehr gut auszuweichen. Endlich äusserten sich Spuren des vertrauten Umgangs. Luzie glaubte dadurch den Grafen eher zu bewegen, sich mit ihr zu vermälen. Sie entdekte es

ihm!

ihm! aber dies war eine Ursache, daß er die Maske eher abnahm. Luzie hatte nun für ihn nichts mehr, das ihn an sie fesseln konnte. Er ließ sie seine Gleichgültigkeit fühlen, und machte ihr endlich den Antrag, bei einem seiner Freunde diejenige Stelle zu vertreten, die sie bis izt bei ihm vertrat. Dieser Antrag erwekte Luziens Tugend, und ihren Stolz. Sie machte ihm Vorwürfe, worüber er nur lachte, und da sie nun seine ganze häsliche Gestalt erblikte, so verabscheute sie ihn, und floh aus seinem Hause. Izt erwachten mit einem Male verschiedene Gefühle in ihre Seele. Reue, Schaam, gekränkte Ehre griffen ihr ohnehin zu empfindsames Herz mit solcher Stärke an, daß sie in den Zustand verfiel, worin Sie sie angetroffen haben. Ich fand sie bei diesem Manne, zu dem sie geflohen war. Ihr Schiksal machte mich zu ihrer Freundin. Ihr Unglük verband mich, sie nicht zu verlassen. Ich hofte, sie zu trösten, und zu ihren Eltern zurük zu bringen; aber vergebens. In den Augenblikken des Wahnsinns spricht sie nur von ihrem Verführer, und auser den-

denselben beweint sie ihre verlorne Tugend.

Mit diesen Worten schloß das Mädchen die Geschichte ihrer unglüklichen Freundin. Mylord horchte sehr aufmerksam zu ohne sie zu unterbrechen. Nur bei den verführerischen Kunstgriffen des gräflichen Schurkens knirschte er mit den Zähnen, und brach mit einem — Gott verdam mich! los. Er schwieg eine Pause, nach dem Amalie (dies war der Nam von Luziens Freundin) geendiget hatte. Endlich sagte er: „Ihre Freundin ist ein Engel. Sie soll glüklich werden, Gott verdamm mich, sie soll glüklich werden, — wenn sie will — ich bin ein Engländer."

Die Sonne hatte die Wipfel der Bäume vergoldet und die munteren Sänger des Waldes ließen den Schöpfer des Morgens ihre fröhlichen Himnen entgegen schallen, als Amalie mit ihrer Erzählung am Ende war. Sie sprachen noch mancherlei. Mein Onkel äusserte seine Verwunderung über die Bosheit der Menschen,

schen, die zu solchen Lastern fähig sind. Er sagte, daß man nie im Lande der Esel von einem solchen Verbrechen höre. Er wunderte sich, daß die Gerechtigkeit keine exemplarische Strafe darauf gesezt habe. Der Engländer sagte ihm, daß ein solcher Bösewicht mit einer Geldstrafe belegt werde. Aber mein Onkel glaubte, daß diese Strafe dem Verbrechen nicht angemessen, nicht entschädigend genug für die Verführte sei. — „Kann Geld (sagte er) Tugend und Ehre wieder ersezzen? Und wird sich der reiche Bösewicht durch einige hundert Thaler abschrekken lassen, seine Schandthaten ferner zu begehen? Gewis nicht! So ein Bösewicht sollte zum ewigen Gefängnisse verdammt werden, damit er keine Gelegenheit mehr habe, andere Unschuldige zu verführen. Die Hälfte seines Vermögens sollte der Unglüklichen zu fallen, und die andere Hälfte zur Unterstüzzung der Armen verwendet werden."

Mein Onkel wollte weiter reden, als Luzie eintrat. Ihre Stirne glich dem Himmel nach einem vorübergegangenen

Ungewitter. Hie und da noch trübe Wolken, und hier Sonnenstral. Ihre Augen waren munter, und die Farbe ihren Wangen glich der hervorbrechenden Morgenröthe.

" Ich darf Ihnen wohl (sagte sie zum Engländer mit einem sanften Lächeln) einen guten Morgen wünschen, aber keine wohl genossene Ruhe; denn, wie es scheint, so hat der Schlaf Ihre Augen nicht geschlossen. "

M. (Mit Feuer.) Und doch bin ich munter und erquikt, weil ich sehe, daß Sie es sind, Liebe! — Er drükte ihr die Hand, und — sie lies es geschehen.

Luz. zu Amalie. Und auch du, liebe Freundin, hast nicht geschlafen.

M. Ich habe sie gestört. Ich habe Ihre Se — — Mylord brach ab. Aber Luzie errieth, was er sagen wollte. Sie blikte ihre Freundin an, und diese sagte ihr wieder mit einem Blikke: Er weis al-

les!

les! Luzie errötheте. Mylord bemerkte dies errröthen, und nahm das Mädchen bei der Hand. „Werden Sie nicht roth, liebes, gutes Mädchen, daß ich Ihre Geschichte weis! Sie sind mir izt theuerer, als je. Lassen Sie den Bösewicht errröthen, der sie verführte. Sie sind auch izt noch eben so unschuldig, als Sie es waren, eh Sie dieser Teufel vom Menschen hinterging. Kann die Rose was dafür, wenn ihr eine Raupe ein Blat abnagt? Nein! Sie bleibt doch Rose. Noch immer so schön, so wohlriechend, als vorher, wenn sie gleich ein Blat weniger hat. Sein sie ruhig! Sie sollen glüklich werden — wenn Sie wollen, fügte er mit einem sehr bedeutenden Blikke hinzu. Luzie schlug die Augen nieder, als wollte sie damit sagen: — wer will es nicht!

Ich muß Sie izt auf einige Stunden verlassen, sagte Mylord. Man wird in unserem Gasthofe nicht wissen, wo wir sind. Heute Abend besuch' ich Sie, wenn Sie mir's erlauben. — Luzie schwieg — Mylord nahm ihr Schweigen

für ein volles, lautes Ja. — Leben Sie wohl, sagte er, indem er Sie küßte, heute Abends! Er rief izt den Kohlenbrenner, drükte ihm einige Dukaten in die Hand, bat ihn, den beiden Mädchen was Gutes zur Mahlzeit zu verschaffen und verließ mit meinem Onkel die Hütte.

Drittes Kapitell.

Etwas das im vorhergehenden Kapitel nicht gesagt werden konnte.

Wenn wir den Engländer betrachten, wie wir ihn zum ersten Male gesehen haben, und wenn wir izt einen Blik auf ihn werfen, so müssen wir gestehen, daß wir ihn nicht kennen. Dort war ein schönes junges Mädchen, das seine Tugend zu retten, den Vater lieber im Gefängnisse schmachten laßen wollte, das sich ihm mit allem Reiz einer unschuldigen Schöne zeigte; und hier ein gefallenes von Kummer und Tränen entsteltes Mädchen. Jenes gab ihm den Eindruk, den seine grosmüthige Handlung auf dessen Herz gemacht hatte, durch Blikke zu verstehen, und Mylord, ob er gleich Gefühl für ihre Reize hatte; ob er gleich den Blik verstand, den ihm das Mädchen gab, Mylord, sagen wir, verließ es mit einem

Gott verdamm mich, wenn ich Sie je wieder sehe! Hier eilte er selbst dem Mädchen zu! hörte dessen Geschichte, und, anstatt dasselbe zu fliehen, versprach er, — es wieder zu sehen. Bekennen wir immer, daß in dem Betragen des Engländers ein Räthsel liege! Warum floh Mylord das tugendhafte Mädchen; und warum suchte er das Gefallene? — — Hochgeehrteste, grosgünstigste Herrn und Frauen! Ich glaube, in allen menschlichen Handlungen liege ein Räthsel, welches zu errathen unser Scharfsinn zu stumpf ist. Wer kann sagen, warum er so und nicht anders handle? Wer kann bestimmen die Ursachen, die ihn zum handeln zwingen? — Sage mir, du Uhr warum zeigst du nur Stunden! Und du, warum Minuten und Stunden! — — Verstehen sie das recht, meine Lieben! Nehmen Sie's nicht nach dem Buchstaben; sondern suchen Sie darin einen andern Verstand!

Mylord fühlte etwas für das schöne' tugendhafte Mädchen; aber er fühlte nicht das, was er nothwendig hätte fühlen müssen, sollte er so ganz andasselbe gezogen

wer-

werden. Dieses Gefühl war mehr Trieb der Natur, gemein mit jedem zwei-vierfüssigen Thiere, es war sinnliches Gefühl. Aber das andere war unwiderstehbarer Drang der Seele. Er wurde fortgerissen, ohne zu wissen, warum? Hing an dem Mädchen, als wäre er schon lange an dasselbe gebunden.

Ich weis, daß es einige in Gott geehrte Herrn giebt, welche Simpathie, oder Seelenband für Schimäre halten. — Gott segne ihre Studia! Ich will den Herrn ihre Weisheit nicht schimpfen. Vielleicht fühlen sie nicht dies Seelenband, weil sie — an keine Seele gebunden sind. Warum? — Fragt mich nicht ihr Herrn um das warum, der ich auf kein einziges das Darum sagen kann, sagen will. Ich will's euch zu geben, daß es in Ansehung eurer Schimäre sei, und beklage euch; denn wahrlich, es ist das traurigste Loos des Menschen, an keine Seele gebunden zu sein; aber seid nur nicht so toll, zu behaupten, daß es im Ganzen Schimäre sein müsse, weil es daß in Ansehung eurer ist. Eure gewöhnliche Weis-

heit macht einen gewaltigen Bokssprung, wenn sie nach einem Punkt die Form des Ganzen bestimmen will. Mir wenigstens ist Seelenband etwas mehr, als Schimäre, und ich hab es bei vielen beobachtet, daß es auch in Ansehung ihrer etwas mehr, als Geburt eines schwärmerischen Kopfes sei. — — O du Str -- sky, du Rein-ald, du Zi - e, du Klin - hard, o ihr, meine theuersten Freunde! da ich euch zum erstenmal sah, ward ich hingerissen, und ich fühlte meine Seele gebunden an die eurige. Sie empfand, daß sie euch irgendwo gekannt habe: ob sie sich gleich nicht erinnern konnte, wo? Sie war fröhlich, euch gefunden zu haben. Und waret ihr es nicht auch? Waret ihr nicht vertraut mit ihr? Ihr waret es, oder Lüge war alles, was ihr sagtet, und das konnte nicht sein — — Ist dies nicht Seelenband? Seelenkenntnis von einem andern Orte? Ich glaube ja! Dies war auch der Fall bei Mylord. An jenes Mädchen zog ihn nur das sinnliche, thierische Gefühl; an dieses knüpfte ihn Seelenband, Simpathie. Er sah oder besser, seine Seele fühlte die Gegenwart der ihrigen. Sie

er-

erkannte, daß sie mit ihm schon irgend-wo verbunden war, und freute sich die-se ihre Freundin gefunden zu haben. Nun läßt sich's erklären, warum Mylord an allem, was sie anging, so starken Antheil nahm. Warum er gleich bei dem ersten Anblikke so fest an ihr hing, sich nicht mehr von ihr trennen konnte?

Wir werden oft an Personen angezo-gen; lieben sie, ohne die Ursache zu wis-sen, warum? Wir fühlen es, daß wir an sie gebunden sind, ob wir uns gleich die Ursache davon nicht erklären können. Sie liegt in unsrer Seele, das fühlen wir. Was sie ist? — Da stokt's, da will's nicht weiter fort. Ich habe einen Man gekannt, der im ganzen Verstande genommen schön war; er sah ein Kör-perlich häsliches, sehr häsliches Mädchen; sah es zum ersten Mal und — vergas aller schönen Gesichter, die um ihn herum glänzten; hing nur so einzig an dem Mäd-chen allein, war so ganz an dasselbe ge-bunden, als wenn er und das Mädchen eines wären. Sieh da (flüsterten sich man-che in die Ohren) sieh da, ein so schöner

Mann

Mann wie er sich an das Paviansgesichte schmiegt, wie er zärtlich thut, als wenn's Madam Venus selbst wäre! So sprach dieser und jener, diese und jene, und konnten sich's nicht erklären, wie und warum? Aber ich sah's, sah's und wußte wie's so kommen konnte; hatte meine Lust daran, wie sich die zwo Seelen freuten, einander hier wieder gefunden zu haben.

Liebe ist nicht Sinnengefühl, sie ist Seelenempfindung; und dazu braucht man keine körperliche Reize. Zwo Seelen, die nicht an einander gebunden sind, werden sich nie lieben. Was die Menschen Liebe nennen, ist Instinkt, thierisches Gefühl, sinnliche Begierde, und diese wird, — kann freilich nur durch sinnliche, körperliche Reize erwekt werden. Laßt uns durchgehen alle Verbindungen, deren Band nicht durch wahre Liebe geknüft ist — und wie wenige sind es! — Seht da nach einigen Wochen das Matte, das Kalte in der Liebe, das Gleichgültige, und sehr oft das Ekkelhafte, das beide an einander finden. Sagt mir,

wa-

warum? Weil nicht Liebe sie verband. Sobald die Sinne nichts mehr zu wünschen haben, sobald die Begierde befriediget ist, was kann uns an den Gegenstand fesseln? Wir schreiben unrichtig der Seele ein Gefühl zu, das nur den Sinnen, dem thierischen Instinkte eigen ist. Werther hat Lotten nicht geliebt. Nur seine Begierde, seine Sinnlichkeit ward durch die Einbildung, die Schöpferin aller Leidenschaften, verstärket. Hätte er bei Lotten Befriedigung der Begierde gefunden, er hätte sich nicht erschossen, und wär' Lotte an zehn Alberte gebunden gewesen. Liebe schwärmt nie. Die Seele kann nie aus ihren Schranken treten. Liebe fühlt die Seele ohne Hülfe der Sinne; sie ist ganz ihr Eigenthum. Wer wahrhaft liebt, wird nie zum Narren. Einbildung kann die Seele übertäuben; diese ist ein Kind der Sinne, kann nur durch sie erzeugt werden. — Seht nun, wie sich's erklären läßt, warum Häslichkeit des Körpers nicht Hindernis der Liebe ist? Aber seht auch, wie sich's erklären läßt, warum oft der Mann, der sein Weib wahrhaft liebt, doch untreu

wird?

wird? Was der Seele gefällt, reizt nicht immer die Sinne. Was die Wünsche der Seele befriediget, was dieser behagt, behagt diesen nicht immer. Die Seele hat ihre Rechte; auch die Sinne behaupten die ihrigen. Ist die Seele mit dem Gegenstande zufrieden, der sie erfüllt, so suchen die Sinne gleiche Zufriedenheit. Und wer ist, der ihrer Gewalt stets widerstehen kann? Die Herrschaft der Seele ist nicht immer stark genug, den Aufruhr der Sinne zu bändigen: sie unterliegt, muß oft im Kampfe unterliegen. Nur dann kann die Seele unumschränkt herrschen, wenn die Sinne entweder von Natur schwach, oder durch allzuheftiges Abnuzzen völlig entkräftet sind. Beständiger Streit kann sie nicht zähmen; er dient oft nur, ihre Stärke zu vergrössern. Wir können nicht immer wie wir wollen; besonders in Dingen, welche nicht so ganz allein von unserm Willen abhängen. — Seht auch hier nicht Ursache zum Staunen, wenn wir fallen. Es wären weniger Dinge, darüber wir uns verwundern würden, kennten wir die Hauptursache, die sie hervorbringt. Seht auch keine Ur-

sache zum Nasenrümpfen, daß Mylord nicht so am tugendhaften ungefallenen Mädchen hing, wie am Gefallenen. — Aber ich bitte euch, nicht zu urtheilen, daß Mylord nach dem Schrott und Korn des sauberen Grafen T***** malen wollte. Mylord hatte ganz andre Absichten, als vielleicht mancher Kavalier, der diese Geschichte ließt, gehabt hätte. Und Warum — das wird uns Mylord selbst sagen.

Viertes Kapitel.

Eine Einladung nebst einem besondern Nachtische für die Leser.

Ein Engländer und ein blauer Esel, sagte der Herr Amtmann, diese muß ich bei mir sehen. — Ja, ja, liebes Papachen, laden sie ihn heute Abends ein, sagte die Mamsel Tochter, die sich schmeichelte am Engländer eine Eroberung zu machen. — S' kann ja geschehen! sagte die Frau Muhme, die zugleich Wirthschafterin war, weil der Herr Amtmann auf Wittwers Füssen ging. So ward es beschlossen, die beiden Fremden einzuladen.

Sobald Mylord und mein Onkel im Gasthofe ankam, scharfüsselte der Wirth ihnen entgegen, und stattete mit vielen Reverenzen den Bericht ab: „Der Herr Amtmann ließe sich ganz höflich empfehlen,

und bitten, diesen Mittag bei ihm vorlieb zu nehmen. „Obgleich Mylord den Kopf mit mancherlei angefüllt hatte, und sich ungern in seinen Gedanken an Luzien stören ließ, so wollte er doch die Einladung nicht abschlagen. Er glaubte, es wäre sehr ungesittet, die Höflichkeit eines Unbekannten, mit einer Verweigerung zu belohnen, da es der andere für stolze Verachtung halten könnte. Sie puzten sich also nur den Staub von ihren Füssen, und gingen, dem Herrn Amtmann ihre Aufwartung zu machen.

Eh ich den Engländer und meinen viel theuren Onkel an der Thüre des Herrn Amtmanns anklopfen lasse, wird es nöthig sein, eine kurze Beschreibung von den Personen, die sie daselbst antrafen, voraus zu schikken. Der Herr Amtmann hatte einen durch die heilige Gerechtigkeit ziemlich stark gemästeten Körper. Seine Höhe betrug drithalb Ellen und der Umfang seines Körpers drei Ellen. Sein Gesicht drükte das Ansehen eines Minos aus. Er urtheilte schnell; immer nur nach den äusserlichen Indizien

und dem codice Justiniano, aber eben deswegen waren seine Urtheile oft so schief und blind, wie die heilge Gerechtigkeit selbst schief und blind ist. Er hatte ein Sprichwort, daß er fast in jeder Rede ein oder zweimal, nachdem er mit Energie sprach, brauchte; und wollte er seiner Rede einen mächtigen Nachdruk geben, so schlug er mit beiden Händen auf den Bauch. Mamsel Netchen (Antonette) war ein Mädchen von zwei, bis drei und zwanzig Jahren. Ihre Bildung war angenehm, aber die Affektazion machte sie unausstehlich. Sie hatte viele Romane gelesen, sich einige Redensarten daraus gesammelt, wollte mit dem daraus gestolnen Wizze glänzen, und ward dadurch sehr unwizzig. Die Mamsel Muhme — ja die Mamsel Muhme! Ihr Bild ist am härtesten zu treffen. Sie war aus allen abgeschmakten Närinnen, die abgeschmakteste. Der Herr Amtschreiber war der beste Mensch von der Welt. Widersprechen war gar nicht seine Sache. Er gab allen Recht, und widersprach sich also selbst hundertmal des Tages. Der Pastor — wir werden ihn kennen lernen. Er

war,

war, was wenige Pastore sind — rechtschaffen, und — weise.

Mylord und mein Onkel klopften an. Herein! rief der Herr Amtmann, und sie traten ins Zimmer. Ein, Sie werden verzeihen. u. s. w. ófnete die Szene. Es wurde Plaz genommen, und nun das Gespräch auf verschiedene Gegenstände gelenkt. Mamsel Netchen fand den Engländer schön, und die Mamsel Muhme schalt meinen Onkel unhöflich, weil er ihre weisse Hand nicht geküßt hatte. Es ward aufgetragen, und Mylord nebst meinem Onkel erhielten den obersten Plaz am Tische. Mylord sprach wenig. Sein Kopf war voll, und sein Herz noch völler: Luzie erfüllte ihn ganz. Mein Onkel redete um so mehr. Er erzählte seine Begebenheiten, die Sitten und Gebräuche seines Vaterlandes. Der Herr Amtmann schlug mit beiden Händen auf den Bauch, und sagte: Bei Justinians Nase, das ist seltsam! Der Herr Amtschreiber gab dem Herrn Amtmanne Recht, daß es seltsam sei Netchen beschäftigte sich, den Engländer durch ihre Reize zu fesseln, und hört kein

Wort von dem, was mein Onkel sprach. Die Mamsel Muhme war zu sehr über ihn aufgebracht, um ihn ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. Der Herr Pastor lächelte bei manchen Stellen, schüttelte bei manchen den Kopf, und sah bei manchen etwas verdrüslich aus. Mein Onkel war mit seiner Erzählung fertig. Mylord saß stumm. Der Herr Amtmann wollte ihm die Zunge lösen; aber die Mamsel Tochtee kam dem Papa zuvor.

Net. Warum so stille, mein Herr? Fehlt Ihnen etwas.

Eng. Nichts, — und doch vieles Mademoiselle!

Net. lächelnd. Ich gestehe, das ist sehr hieroglipḫisch gesprochen. (den Ton auf das Wort hieroglipḫisch.)

Amt. Ha ha. ha! Meine Tochter bei Justinians Nase, versteht auch griechisch.

Amtschr. Ja, ja, die Mamsel ist ein ganz griechisches Frauenzimmer —

Net.

Net. etwas stolz. Ich wollte dadurch sagen, Papa, daß ich das nicht erklären kann.

Eng. Unerklärbar, sehr unerklärbar, Mamsel. Mir selbst ist es so. — Aber es giebt Dinge, die sich nicht erklären, sondern fühlen lassen.

Pastor. (Um das Gespräch auf etwas anders zu lenken.) — Wie gefällt Ihnen unsre Gegend?

Eng. Schön, Gott verdamme mich, sehr schön! Alle erschrakken, nur der Pastor lächelte.

Pastor. Ich zweifle nicht daran, da Sie die ganze Nacht der Besichtigung unsrer Gegend aufgeopfert haben. Vielleicht ist Ihnen was wichtiges begegnet.

Eng. (Nimt den Pastor bei der Hand) Sehr was wichtiges.

Amt. Dürften wir wohl diese Wichtigkeit auch wissen?

Net. Mylord wird vielleicht seine Wichtigkeiten nicht gerne offenbaren.

Eng. Gott verdamme mich, warum das? — Ein Mädchen, wie Luzie! —

Nettchen.) wurde blas. Stotternd.) — Ein — Mädchen! —

Eng. (Mit Feuer.) Engel, wollt' ich sagen, unschuldiger, obgleich gefallener Engel!

Pastor. Etwas besonders! Ich bin neugierig, umständlicher was davon zu wissen, wenn es geschehen kann, ohne Sie zu beleidigen.

Net. (Spöttisch.) Von einem weiblichen Engel im Walde, das muß allerliebst anzuhören sein.

Eng. (Ohne auf Mamsel Netchen zu hören, zum Pastor.) Wenn Sie Vergnügen finden, kann ich's doch. Ich muß sie ohnehin um eine Gefälligkeit ansprechen. — — Izt began er, das Eben-

theu-

theuer zu erzählen. Alle horchten mit Aufmerksamkeit zu, und äusserten in ihren Minen die verschiedenen Eindrükke, die Luziens Geschichte auf ihre Herzen gemacht hatte. Der Herr Amtmann faltete die Stirne, zog die Augenbraunen in die Höhe, und spizte den Mund, als wollte er ihr Urtheil aussprechen. Der Herr Amtschreiber saß, als wär' er da, den ganzen Handel zu protokoliren; Netchen die nun merkte, daß beim Engländer keine Eroberung zu machen sei, lächelte spötisch und verachtend. De Mamsel Muhme drükte Schadenfreude aus. Der Pastor sah mitleidig, und erstikte eine Träne. Auf dem Gesichte meines Onkels — war nichts zu lesen weil er — ein Esel war.

Kaum endigte Mylord seine Erzählung als der Herr Amtmann einfiel. —

Amt. Wie, was! In meinem Teritorio eine H *** — das Mädchen muß eingezogen und gestraft werden; denn unsre Gesezze.

Amtsch. Ja, euer Gestreng haben recht die Gessezze, —

Eng. Aber die Gesezze müssen einen Unterschied zwischen Schwachheit und Bosheit machen; zwischen einer unschuldigen Verführten, und einer feilen Buhldirne.

Amt. Bei Justinians Nase! Göttliche natürliche und weltliche Gesezze verbieten den Beischlaf ausser der Ehe. Qui transgredit Legem pecat, qui pecat poena dignus: ergo.

Amtsch. Ja ja. Euer Gestreng haben recht. Es steht so klar in lege revelata, civili et naturali —

Eng. (zum Amtschreiber.) Gott verdamme mich, in Lege naturali, wie Sie's nennen, steht kein Wort davon. Und die Lex revelata und Civilis müssen und machen auch wirklich einen Unterschied zwischen Verbrechen und Verbrechen. Wenn kein Unterschied gemacht

wür-

würde — Gott verdamme mich, wir alle verdienten täglich gestraft zu werden.

Amtsch. (Erschroken.) Ja, euer Herrlichkeit haben hier vollkommen recht.

Eng (Zum Amtmann.) Und machen Sie keinen Unterschied, Herr Amtmann, zwischen einem Mädchen, das durch die teuflischen Ränke eines Bösewichts fiel, und einem Mädchen, das aus schändlichen gewinsüchtigen Absichten ihre Tugend verliert?

Amt. (Mit beiden Händen auf den Bauch.) Bei Justi, — Justinians Nase, keinen. Via juris wird der Dieb, der sich durch andere zum stellen verführen läßt, eben so gut gehangen, als der freiwillig stihlt.

Amtsch. Ja, euer Gestreng urtheilen wie die Gerechtigkeit selbst. Kaiser Justinian selbst hätte nicht richtiger Urtheilen können.

Eng. Vermengen Sie hier nicht zwei Fakta, die in ihrer Natur ganz unterschieden sind! Einem andern sein Gut rauben wenn mich nicht Selbsterhaltung dazu zwingt, ist nicht so sehr Trieb der Natur, liegt nicht so ganz in unserm Herzen, erfüllt nicht so all unsre Sinne, wie das zauberische Gefühl der Liebe, das unsern Verstand betäubt, und unsre Seele wider ihren Willen mit sich fortreißt; bei welchem die kalte, schwache Vernunft uns nichts helfen, sondern nur sagen kann, was wir hätten thun sollen, wenn es schon zu spät ist, ihrem Rathe zu folgen.

Amt. Nu nu, Strafen will ich Sie nicht, weil sich Euer Herrlichkeit ihrer annehmen. Aber fort muß sie. Denn bei Justinians Nase, sie ist keinen rothen Pfening werth. Muß ein boshaftes Ding sein, weil sie so was thun konnte, das Strafe verdiente.

Eng. Herr Amtmann, machen uns unsre Handlungen, oder die Absicht zu Bösewichtern.

Amt. Via juris kann man nur die Handlungen beurtheilen.

Eng. Und darum werden Via juris auch so manche schiefe, ungerechte Urtheile gefällt. Aber wenn ich's Ihnen auch zu gebe, daß Sie als Richter nur nach den äusserlichen Handlungen urtheilen müssen, so glaub' ich doch, daß Sie izt, wo Sie nicht, als Richter, sondern als Mensch sprechen, anders urtheilen sollen. Warum wollen wir die Fehler der Nebenmenschen so hart, so strenge beurtheilen, da wir selbst unsern Theil Schwachheit haben?

Amt Ich sag' es Ihnen, das Mädchen taugt nicht, verdient keine Nachsicht. — Nur Ihnen zu Liebe, sonst —

Eng. (etwas hizzig) Gott verdamm mich, warum nicht?

Amt. Nach den Gesezzen.

Eng. Nun wohl, (sanfter,) nun wohl, nach den Gesezzen. Aber strafen

Ih-

Ihre Gesezze auch immer recht, immer billig?

Amt. (Mit beiden Händen auf den Bauch.) Bei Justinians Nase, soll das Recht unrecht sein? Warum nicht gar!

Eng. (hizzig) Oft wird die gerechteste Sache durch's Recht verloren. (Hizziger) und — Gott verdamm mich! — ja! — — (Seine Augen funkelten. Er wollte aufstehen, und vielleicht hätte Mylord dem Amtmanne seine justinianische Perükke Rechtens zu Rechte gesezt, hätte ihn der Pastor nicht bei der Hand gefast, unt wieder auf den Stuhl niedergedrükt.)

Pastor. Sie ereifern sich beide ohne Ursache. Herr Amtmann, Mylord hat Recht. Wir Menschen sollen in unsern Urtheilen nicht so voreilig sein, wo es die Moralität der Handlungeu betrift. Es wird unendlich viel dazu erfordert, ein richtiges Urtheil hierüber zu fällen. Ich glaube nur ein einziger ist, der das kann, und dieser einzige ist — Gott.

Wir armen Menschenkinder werden immer einseitige Sprüche, schiefe Meinungen, und partheiische Richtersprüche, statt ächter und gegründeter Urtheile, fällen; und das, weil wir in dieser Sache zu eingeschränkt, zu kurzsichtig sind. Ich halte mich genau an die Worte der Bibel. Verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammet werden! Ich glaube, hier wird uns ausdrüklich geboten: Die Handlungen der Menschen nicht zu beurtheilen. Ich wenigstens getraue mich nicht, von einer Menschenthat zu sagen: sie ist gut! oder: sie ist schlim! Alles, was ich wage, ist, daß ich bei mir denke: dieser scheint gut, oder jener scheint bös gehandelt zu haben. Und wahrlich, das ist alles, was wir, als vernünftige Menschen, thun können. Das moralisch Gute, so wie das moralisch Schlimme liegt nicht in der Handlung, sondern in der Absicht. Die Handlung selbst kann nur ein phisisch Gutes oder Schlimmes wirken. Die Absicht allein hat Bezug auf das moralische Wer kann nun sagen, daß er die Absicht eines Menschen,

nach

nach welcher er handelt, kenne? Niemand! Daher kömmt es, daß wir manche Handlung bis an die Wolken erheben, die, würden wir die Absicht, aus der sie entstand, genauer kennen, unsre gröste Verachtung erhielte. Auch bestimmt oft Partheilichkeit unser Urtheil. Wir urtheilen von einer Sache, nicht weil wir davon überzeugt sind; sondern weil wir uns für sie eingenommen fühlen. Interesse, Gewohnheit, Gebrauch, Vorurtheil sind die Gesezze, nach welchen wir unsre Richtersprüche abwegen. Wer weis, ob der Bramine, der seine Speisen mit Koth würzet, nicht eben so gut einen Altar verdient, als — — —? Und ob mancher, zu dessen Lobe izt Himnen erschallen, nicht mehr unsre Verachtung verdienet, als der Bramine, dessen wir izt spotten? Ich sage: wer weis? — denn ja — wer weis? Da wir also das, wer weis? nicht wissen, warum wollen wir uns nicht vom Urtheilen enthalten? Gott verzeih's denen, die sich zu Richtern der ganzen Welt aufgeworfen haben. Sie werden einst fühlen, daß sie unrecht hatten, und ihre eigene Urtheile werden

wider

wider sie ausfallen. Sie werden erkennen, daß sie Thoren waren, und daß sie klüger gehandelt hätten, wenn sie das: Verdammt nicht! so genommen hätten, wie es nach dem Buchstabe steht, ohne dem Ding eine andere Wendung zu geben, die in ihren Kram taugte. Das Amt eines Richters ist so hart, daß ich dem Himmel danke, daß er mich zu keinem Richter gemacht hat. — Der Herr Amtmann wollte hier unterbrechen; aber der Pastor fuhr fort. — — Wenn wir nicht alle Umstände, Zeit, Gelegenheit und mehrere Dinge kennen, die uns zu einer Handlung verleiten, reizen und bestimmen, so können wir nie richtig urtheilen; und darum sollten wir nie so geschwind verdammen. Lieber Gott, Herr Amtmann, ich war jung, Sie waren es auch, und die Mamsel Muhme — Die Mamsel Muhme fiel geschwind ein, weil sie merkte, was der Pastor sagen wollte.

Muhme Ich bin es noch, Herr Pastor!

Past. Und die Mamsel Muhme (ironisch) — sind es noch. Nun ja also nur Sie, Herr Amtmann, und ich waren jung. Wollen wir ein wenig zurük denken, so müssen wir wohl mit David ausrufen: Herr, du wollest der Thorheiten meiner Jugend nicht gedenken! Betrachten Sie einmal, Herr Amtmann, dieser Mann nach dem Herzen Gottes, hatte nicht nur ein, sondern mehrere Weiber, und doch gelüstete es seine Majestät nach fremden Gute. Sollen oder besser, können wir andre Adamskinder enthaltsamer sein? Jedem ist es nicht gegeben, mit Salomo bei tausend Weiber ausrufen zu können: Ich danke Gott, daß er mir die Gabe der Enthaltsamkeit schenkte! Wenn wir jung sind, da zeigt sich unsern Augen nicht alles in der Gestalt, als wenn wir alt sind. Das Blut ist in Gährung; und so wenig der Most, eh er ausgegähret hat, heller, firner Wein wird; so wenig können wir in der Jugend die Weisheit, und Mässigkeit des Alters in sinnlichen Vergnügungen haben. Hat das das Blut ausgetobt, so verlieren die Sinne von sich selbst die

Herr-

Herrschaft, und räumen ihre Macht der Vernunft ein. Warum wollen, oder wie können wir die Schwachheit unsrer Brüder unbarmherzig beurtheilen, und verdammen? Weil wir sie selbst nicht mehr begehen. Lieber Gott, wer weis, hätten wir nicht, böte sich uns Zeit, Umstand Gelegenheit dazu an, noch grössere Schwachheiten! Wie mancher verachtet einen jungen feurigen Jüngling, der sich bei einem Mädchen erinnerte, daß er — Mann sei, und genieſt täglich bei seinem Weibe dies nämliche Vergnügen! Wie manche Frau sieht auf ein so armes gefallenes schwaches Mädchen eines einzigen Stolperers wegen, den sie that, mit Verachtung herab da sie doch ihren Mann einer gewissen Unthätigkeit beschuldiget, wenn er einmal vergieſt, daß er an der Seite eines Weibes liegt. Heiſt das nicht einem Hungrigen beim gedekten Tische zu rufen: enthalte dich des Essens! Wer satt ist, kann leicht über das Fasten deklamiren. Wenn wir selbst schon bis zum Ekkel gesättiget sind, müssen, oder können wir einen deswegen verdammen, wenn er sich

an Tisch sezt, und etwas von dem Gerüchte verkostet, das wir täglich haben?

Unverstand und Hartherzigkeit macht uns meistentheils so schnell urtheilen. Und — es sei aber nicht Ihnen gesagt, Herr Amtmann, — ich ärgere mich oft, wenn der Richter einen Kerl, der stahl, oder mordete, mit kaltem Blute, oder gar mit Zeichen der Freude zum Tode verdammt. Da denk' ich immer: Du, der du da sitzest, kalt die Worte aussprichst: Dein Blut, Mensch, wie ich Mensch bin; werde vergossen! hättest du vielleicht nicht auch das nämliche gethan, wärst du an seiner Stelle gewesen! Dächtest du daran, könntest du so kalt sein bei den Worten: dein Blut werde vergossen! Ein innerlicher Schauder müste dich bei dem Gedanken, daß du dich in der nämlichen Lage hättest befinden können, ergreifen. Und bist du sicher, daß du nicht einst in diese Lage kommest? Wer hat das Buch der Zukunft aufgeschlagen? Wer darin gelesen, was ihm bestimmt ist? Eben darum, weil wir nicht wissen, was wir noch einst werden

kön-

können, müssen wir jeden Unglüklichen bedauern; und so verdient auch Luzie nach den Umständen, die uns Mylord von ihr erzählt hat, mehr, als jedes andre Mädchen, unser Mitleid.

Netchen. (spöttisch beissend.) Aber eines Bedienten Tochter, daß die auch einen Grafen heirathen wollte.

Pastor. O Netchen, Netchen! Die Tochter eines Bedienten, oder die Tochter eines Fürsten ist, und bleibt ein Mädchen. Jedes hat seine Porzion Schwachheit; jedes verdient deswegen unser Mitleid. Gutes Kind! Eitelkeit ist Ihrem Geschlechte angeboren. Das Mädchen im Dorfe, oder in der Stadt beide sind im gleichen Grade eitel; nur daß ihre Eitelkeit, nach ihren Begriffen, auf verschiedene Gegenstände sich erstrekket. Wenn das Hirtenmädchen nach der Ehre, Dorfrichterin, Schösserin oder Schulzin zu werden, strebet, so ist es nicht mehr und nicht weniger eitel, als wenn die Tochter eines Bürgers die Frau eines Herrn von, die Tochter des Herrn von die Frau

eines Grafen, und die Tochter eines Grafen, die Frau eines Fürsten werden will! der Unterschied liegt nur in dem Begriffe, den sie sich von der Hoheit und Ehre des Standes machen, nach welchem sie streben, und daß das Hirtenmädchen keine grössere Ehre kennt, als die Frau eines Schössers u. s. w. zu sein. Kennt es einen Unterschied der Stände, und zeigt sich demselben die geringste Hofnung, Gräfin zu werden, so trachtet es eben so sehr darnach, glaubt eben so gut zu verdienen Gräfin zu sein, als die Tochter irgend eines Bürgers, oder (boshaft) Amtmanns. Hat Luzie hier gefehlt, daß sie sich über ihren Stand erheben wollte, so beging sie keine andere Sünde, als eine Sünde, die alle ihres Geschlechtes, wenigstens in Gedanken, begehen; denn es giebt kein Mädchen, das nicht heimlich wünschet, sich vornehm verheurathen zu können. Luzie verdient also auch hierin Nachsicht und Mitleid.

Netchen schwieg beschämt. Der Herr Amtman schlug mit beiden Händen auf den Bauch, und sagte sonst nichts, als:

bei

bei Justinians Nase! Der Amtschreiber gab dem Herrn Pastor in allem recht. Die Mamsel Muhme schalt ihn einem dummen Pfaffen. Mein Onkel nikte mit dem Kopf zum Zeichen seines Beifals, und Mylord drükte dem guten Pastor die Hand.

Pastor (nach einer Pause.) Bei Luziens Fall war nicht Stolz, sondern das Lesen der Romane die gröste Ursache. Ich kann mich nicht enthalten, meinen Widerwillen wider die verdamten — Gott verzeih mir das Wort, welches ich sonst nie ausspreche, — Romane und Liebesgeschichte zu äussern. Was ist es Wunder, daß ein Mädchen, hingerissen von einem Gefühle, welches ihr so reizend geschildert, mit so viel verführerischer Beredsamkeit empfolen wird, sich ganz der Empfindelei überläßt, da sie dadurch einen Vorzug vor andern nicht empfindelnden Seelen zu haben glaubt! Was ist es Wunder, daß sie zu lezt, da sie alle Seelenkräfte nur zum empfinden anstrengt, vor lauter Empfindung schmilzt, und jedem leichten Eindrukke nachgiebt, denn die Sinne auf die Seele machen. Je stärker

wie empfinden, je grösser ist die Herrschaft der Sinne. Wenn unsre Vorfahren weniger lasterhaft, wenn sie nicht so ganz, wie wir, Sklaven ihrer sinnlichen Begierden waren, so hatten sie es nur ihrer wenigen Empfindsamkeit zu danken. Darum sind alle Romanenfabrikanten Mörder der Tugend, weil sie sich so sehr bemühen, durch ihre hinreissende Bilder, durch ihre empfindelnde weiche Sprache unser Herz den sinnlichen Empfindungen zu öfnen. Anstatt uns zu festen, standhaften Menschen zu bilden, machen sie uns zu klagenden, wimmernden, weinerlichen Geschöpfen. Es ist ohnehin um unsre Generazion so ein papeweiches Zeug, daß man sie mit harter Mühe ganz unter die Erde bringt; wir brauchen also nicht erst die Einbildungskraft zu Hülfe zu nehmen, um unsre Schneemänchen in Wasser aufzulösen.

Amt. Was Sie da wider die Romane sagen, Herr Pastor, da haben Sie Unrecht, sehr grosses Unrecht; denn meine Tochter las auch Romane.

Net. Der Herr Pastor eifern zu sehr. Allein die Geistlichen machen's nicht anders. (Schnippisch.) Sie wollen, man soll nichts, als Postillen, lesen; — ha, ha, ha! da würde man sich vollkommen daraus für die Welt bilden können!

Past. Netchen, Netchen, Postillen würden ihnen mehr frommen, als Romane. Zwar würden sie daraus kein affektirtes, geziertes, abgeschmaktes Wesen lernen, das Sie für Schönheit und Annehmlichkeit im Umgange halten; aber sie würden daraus lernen, Tugend und Religion schäzen, das für ein Mädchen von grössерm Nuzzen ist. Man hält nicht viel auf ein Mädchen, das romantische Grillen im Kopfe hat und im Romanentone spricht. Einige süsse, gepuderte, gehaarlokkete, gehaarbeutelte, schöne, halbmännische Kerls können Sie allenfals dadurch bezaubern; aber der rechtschaffene, ernsthaft denkende Mann wird zurüktreten. Sittsamkeit, Liebe für die Tugend, Achtung für die Religion kleiden ein weibliches Geschöpf am besten; es ist in einer

einfältigen Sittsamkeit reizender, als in der wizzigsten Ausgelassenheit.

Amt. Bei Justinians Nase, bei Ihnen komm ich freilich auf diesem Felde nicht auf. Ich verstehe mich auf's Korpus Juris; diese gelehrten Firlefanzereien waren nie meine Sache. Ich will Ihnen meine Tochter darauf antworten lassen. — Was sagst denn du dazu, Netchen?

Net. Daß die Herrn Pastore immer das Feld behalten müssen; denn ihr Rok giebt ihnen das Recht, andern Stillschweigen zu gebieten.

Amt. Ha, ha, ha! bei Justinians Nase, das war wizzig! — Müssen ihr 's verzeihen, Herr Pastor, 's ist ein schnippisches Ding, mein liebes Netchen. Aber wieder aufs erste zu kommen, was wollen denn euer Herrlichkeit mit dem Mädchen thun. Sie ist verunehret. —

Eng. Gott verdamme mich, das ist sie nicht — verunehret — bei Gott, das ist sie nicht — wenigstens nicht in den

Au-

Augen eines Engländers. — Ich werde Luzien heirathen wenn sie mich will.

Netchen und die Mamsel Muhme schlugen eine sehr laute Lache an. — Heirathen! ein solches Mädchen und ein Lord — das ist wunderlich!

Amt. Aber Euer Herrlichkeit und ein geschändetes Bürgermädchen!

Eng. Und warum nicht. Ich weis keinen Umstand, der mich daran hindern könnte. Luzie ist unglüklich, aber nicht lasterhaft. Warum soll eine Schwachheit, die so sehr in der Natur des Menschen liegt, Schande sein? Eine Schwachheit, die sich noch eher entschuldigen läst, als alle andere Laster, die doch täglich öffentlich begangen werden, ohne daß man sichs zur Schande rechnet; oder ohne daß man sie für Schande hält? Wie viele ersäufen ihren Verstand in hizzigen Getränken und erniedrigen sich dadurch unter das Vieh, indem sie alle Fähigkeit zu urtheilen, sich selbst zu erkennen, verlieren. Sie berauschen ihre Sinne,

lähmen jede Nerve und gleichen in diesem Zustande mehr einem unbeselten Klozze, als einem lebenden Wesen. Und wie viele Hoch- und Niedergeborne weihen sich ungescheuet öffentlich diesem Laster, ohne daß man es ihnen zur Schande rechnet; oder daß man ein Bedenken tragen sollte, mit diesen unflätigen Thiermenschen umzugehen? Luziens Fall läßt sich durch den mächtigen, unwiderstehbaren Trieb zur Begattung, den die Natur in uns gelegt hat, entschuldigen. Durch einen Trieb entschuldigen von dem nur ein Heuchler behaupten kann, er habe ihn bezwungen. Aber wo ist in uns ein Trieb zur Völlerei? Die Natur widersezt sich vielmehr derselben; kann nur mit Gewalt dazu gebracht werden. Seine Nebenmenschen auf was immer für eine Art betrügen ist gewis schändlicher, als diese Schwachheitssünde; und wer ist, der den banquerontirenden Kaufmann, den verschuldeten Edelmann, der sich, um seiner ungestümmen Gläubiger los zu werden, sequestriren läßt, für unehrlich hält? Man errichtet den Mördern vieler tausenden Ehrensäulen, und brandmarkt die-

diejenigen mit Schande, welche die Welt ohne vorher gesuchte Erlaubnis vermehren. Nur lächerliche Vorurtheile können das zur Schande machen. Aber ich bin ein Engländer. Freiheit im Denken gab uns auch Freiheit von Vorurtheilen. Mag also der Teutsche, der Franzos, oder sonst eine Nazion die Nase rümpfen, in England thut man's nicht. Und was schiert sich der freie Engländer darum, was Sklaven von ihm denken? Daß Luzie ein Bürgermädchen ist — Gott verdamm mich Herr, dieser Unterschied mag in Teutschland viel gelten, in England gilt er wenig. Da heirathet der Vernünftige nach Neigung, nicht nach Interesse, ohne daß sich Hoch- und Wohlgeborne darüber aufhalten. Und — freilich giebt's in jedem Lande Narren, nur in einem immer mehr, als in dem andern — wenn es auch einige gnädige Staubgötter und Göttinnen giebt; so läßt man sie darüber lachen, weil man überzeigt ist, daß ein Ding Kinder und Narren nur eine kurze Zeit unterhalte. Mensch ist Mensch. Edel, oder Hoch und Wohl, oder nur schlechtweg geboren. Mir leuchtet der

Unterschied in der Geburt nicht ein. Ich glaube, wir Menschenkinder werden alle auf eine Art geboren. Das Hochgeborene Kind eines Lord Kepper kommt eben mit solchen Umständen auf die Welt, als das Kind eines Sesselträgers; es muß eben so gut von den unreinen Theilen, die es aus Mutterliebe mitbringt, gereiniget werden, als dieses. Die Natur hat keinen Unterschied zwischen den Menschen gemacht. Wenn ja einer statt findet, so ist es der, den uns Tugend und Weisheit verschaft. Die Welt mag denken, was ihr beliebt, ich thue, was mir gefällt, und bin weder Teutscher, noch Franzos genug, um mich um das qu'en dira-t-on? viel zu bekümmern.

Past. Mylord haben zwar ganz recht. Aber was das lezte betrift, so wollte ich doch nie rathen, ein Vorurtheil, das einmal zum Gesezze geworden, so gerade zu zu übertreten. Nicht das qu'en dira-t-on? sondern der eigenen Zufriedenheit wegen. Ob es gleich ein sehr lächerliches Vorurtheil ist, was man Misheirathen nennt! so ist es doch vermögend, wo nicht

bei-

beide Theile, wenigstens einen davon unglüklich zu machen! und das trift gemeiniglich jenen, der in einen höheren Stand heirathet. Die Gesezze haben zwar so ziemlich dieses Vorurtheil in einigen Ländern auszurotten gesucht; aber sie haben höchstens nur die übeln Folgen, die für die Kinder aus dergleichen Mesalliancen entsprangen, verhindern können; das Verdrüsliche selbst, welches die Eltern daraus empfinden, konnten sie nicht heben. Wenn sich auch der Monarch selbst herabläst, und dergleichen Personen in seine Gesellschaft zieht; so wird sein Beispiel doch nicht auf den Adel wirken. Dieser wird immer Narr genug bleiben — besonders die gnädige Damen, — sich viel darauf einzubilden, daß er von seinem Aeltervater ein Stükchen Pergament, wenn gleich sonst weiter nichts, als vielleicht noch ansehnliche Schulden, ererbt habe.] Man wird nie aufhören, dem Theile spöttisch und verachtend zu begegnen, der das Unglük hatte, in eine adliche Familie zu heirathen; wird ihm nie das Privilegium lassen, mit den Hochgebornen eine gleiche Narrenkappe tragen zu

dür-

dürfen. Daß dieses schmerze, wenn man den geliebten Gegenstand verachtet sieht, ist sicher. Wer also nicht Stärke genug hat, wer nicht Philosoph genug ist, um die Gesellschaft dieser Hochgebornen Narren meiden zu können, und über ihre zwar sie selbst treffende Verachtung zu lachen, macht sich unglüklich, und es ist ihm besser, er weiche dem Vorurtheile.

Alle schwiegen. Mein Onkel schüttelte den Kopf. Es war ihm nicht recht, was der Pastor vom Adel sagte. Er glaubte, es wäre ein grosser Vorzug, recht viele Ahnen zu haben; und er erinnerte sich immer mit vielen Vergnügen an seinen Stamvater, den Herrn Lang-Or-I-A-ri-us, welcher der erste Esel war, von dem die andern alle nach dem grossen Gewässer das Leben empfingen.

Recht, recht, sagte Mylord nach einer kleinen Pause, Gott verdamm mich, Herr Pastor, Sie sind ein Mann, den ich hier nicht zu finden glaubte. Aber um so besser! Ich kann hoffen, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen werden.

Past. Wenn ich dienen kann, von Herzen gerne. Es ist die Pflicht eines jeden Menschen, dem andern zu dienen, aber die vorzüglichste Pflicht desjenigen, der durch seine Beispiele leichten soll. Sagen Sie mir, Mylord, worin kann ich?

Eng. Gott verdamm mich, Luzien kann ich bei dem Kohlenbrenner nicht lassen; und hier im ganzen Orte wüst ich kein schiklicheres Unterkommen, als bei Ihnen. Wolten Sie nicht Luzien in ihrem Hause aufnehmen, bis ich alles in Richtigkeit gebracht habe?

Past. Warum nicht? Es soll mir lieb sein.

Amt. Aber, bei Justinians Nase, Herr Pastor, das wird ein Gerede geben. Ein schwangres Mädchen in Ihrem Hause! — Was werden die Leute davon denken?

Past. Was sie wollen! Wer kann ihnen das verwehren? Wenn es darauf ankömmt, jemanden eine Gefälligkeit zu

er-

erzeigen, so müssen wir nicht darauf merken, was die Leute davon denken können, sondern was unsre Pflicht ist, das wir thun müssen. Vielleicht kann ich der gekränkten Leidenden Trost einsprechen; ihren Kummer lindern, ihre Tränen trokken, ihre Gesundheit erhalten, und dadurch auch die Frucht ihres Leibes. Alles dieses ist Pflicht. — Mylord Morgen will ich Sie bei mir empfangen.

Eng. Meine Hand, und die Ihrige.

Past. Top! Wir sprechen noch mehr davon.

Izt bedankte man sich, empfahl sich, entschuldigte sich, und — ging seines Weges. Der Pastor begleitete meinen Onkel und den Engländer bis zum Gasthofe, und wünschte beiden auf das freundschaftlichste eine gute Nacht.

Sobald Mylord und mein Onkel in die Stube traten, sagte der Engländer: —" Sie sehen, liebster Freund, daß ich nicht mit Ihnen reisen kann. Ich wer=

werde mich nun schon einige Zeit hier aufhalten müssen; aber vielleicht seh ich Sie bald. Ich will Ihnen einige Briefe mitgeben an den Grafen von *** an die Fürstinn **** und an die Gräfin *****. Diese vermögen alles bei Hof.„ Mein Onkel dankte ihm sehr verbindlich, bestellte auf Morgen die Post, empfing vom Engländer die Briefe nebst einer vollen Börse und einigen Wechseln, weil, wie der grosmüthige Engländer sagte, es meinem Onkel daran mangeln könnte, und man bei Hof Geld haben müsse. Beide legten sich nieder, und schliefen auch bald ein, weil sie die vorige ganze Nacht gewacht hatten.

Fünftes Kapitel.

Das Maulthier reist mit seinem Onkel.

Wir müssen diesmal schon meinen viel werthen Onkel begleiten, und den Engländer zurüklassen, ohne unsern hochgeneigten, grosgünstigsten, ehrenfesten Herrn Lesern eine genauere Auskunft von dem zu geben, was ferners zwischem ihm und Luzien geschah. Vielleicht kann sich noch einmal die Gelegenheit treffen, daß wir das Glük haben, mit dem Engländer zusammen zu kommen, und dann wollen wir ihn so lange peinigen, bis er uns den Erfolg seiner Begebenheit erzählet. Sollten wir aber nicht mehr so glüklich sein, so müssen wir unsre Hoch- und Niedergeborne Leser schon dahin verweisen, sich das Ende von seinem Romane selbst hinzu zu denken, das vermuthlich in einer Heirath sein wird; wie sich überhaupt alle Romane entweder mit Mord oder

mit

mit Heirathen endigen. Wir wollen uns also von Mylord und der Luzie auf das freundschaftlichste beurlauben, und sehen, was meinem viel theuren Onkel dem Hochgebornen, gnädigst gnädigen Herrn von Lang Ohr Herrn zu J-A-Herr zu Rius, Herrn zu Hynian-Hopsenkopf, Herrn von, zu und auf Eselshausen begegnet ist.

Sobald mein Onkel gefrühstükket hätte, nahm er sehr höflichen Abschied, beschenkte die Aufwärterin, warf sich in Wagen, und ließ zu fahren. Ganz allein zu sizzen, ohne sich mit jemanden auf dem Wege unterreden zu können, ist eine höchst verdräsliche Sache, und darum wünschte mein Onkel einen Reisegefehrten zu haben. Da sich keiner finden wollte, und die Langeweile ihn gewaltig marterte, so fing er an, alles, was der Herr Pastor gesagt hatte, zu überlegen, und es mit demjenigen, was er von Giuseppo gehört hatte, zu vergleichen. Da sich's aber allein nicht gut vergleichen läßt, und es immer besser ist, wenn uns Einwendungen geschehen, weil wir so der Wahrheit

näher kommen, so wollen wir; meinem vielgeehrtesten Onkel Gesellschaft leisten, und mit ihm über manches ein bischen räsoniren.

„Soll es denn dem Menschen so ganz unmöglich sein, andere Geschöpfe zu beurtheilen? (fragte sich selbst mein Onkel) Mich dünkt der Herr Pastor habe hier ein bischen unrecht.“

Nicht so unrecht, lieber Onkel, als du glaubst. Sage, wornach willst du urtheilen? Nach dem Aeusserlichen? — das täuscht. Nach dem Innerlichen? Wem kann das bekannt sein? Uiberdies lieber Onkel haben die Menschen keine bestimmten Gesezze, nach denen sie urtheilen können. Es giebt bei ihnen Handlungen, welche die höchste Ehre, und auch die gröste Schande nach sich ziehen, je nachdem die Personen, die selbe begeht, bei ihnen hohen, oder niedrigen Standes ist. Diesem sezzen sie Ehrensäulen, und erheben ihn mit Lobsprüchen bis an die Wolken, und jenem errichten sie einen Galgen und schänden ihm zum Auswürf-

ling

ling des Menschengeschlecht wegen der nemlichen That, die dem erstern seine Ehrensäule erwarb. So haben Sie einen Wildschüzzen, einen tapfern, entschlossenen, muthigen Kerl, der grosse Thaten der Tapferkeit und Grosmuth vollbrachte, in vier Theile gestükket, weil er diejenigen, die ihm verwehren wollten, Gotteswildpret zu schüssen, auf den Pelz brante, und das von darum, weil der Kerl niedriger Herkunft war. Wär' er hochgebohren gewesen, da hätt' er ganze Länder verwüsten, die Menschen nach tausenden morden können, ohne daß es jemand gewagt hätte, ihm zu sagen: er habe unrecht. Man würde ihn vielmehr als einen Helden, gelobt, und in Gedichten besungen haben. Wenn ein König recht viel Menschen umbringt, und zwar blos darum, seine ergeizigen Absichten zu befriedigen, wie Ludwig der vierzehnte und —, so giebt man ihm den Beinamen, der Grosse. Im gemeinen Leben heist: sein Wort brechen! niederträchtig handeln; wenn aber Könige Bündniße schlüssen, und sie wieder brechen sobald es ihr Vortheil heischt, son nennt

man sie weise Fürsten, die die Staats-klugheit verstehen: Diese Staatsklugheit erlaubt ihnen, Eide zu schwören, ohne sie zu halten, Länder zu verwüsten, ohne beleidiget worden zu sein, und noch mehrere andre Staatsklugheitliche Thaten zu begehen, ohne daß es einer wagen darf, ihnen die Wahrheit deswegen zu sagen. Man verabscheut die sogenannten Wilden, weil sie ihre Feinde schlachten und mit gutem Appetite speisen, man schimpft den Menschenhandel der asiatischen und andrer Völker als unmenschlich und unnatürlich; aber wenn Fürsten tausende und tausende fürs Geld auf die Schlachtbank liefern, wenn sie ihre Soldaten an fremde Mächte verkaufen; ihre Länder entvölkern, nicht das Vaterland zu schüzzen, sondern um blanke Guinees zu erhalten; Gold höher, als Menschenblut, schäzzen, das findet man nicht unmenschlich, nicht unnatürlich. Siehst du lieber Onkel, wie eine und eben dieselbe Handlung zwei verschiedene Urtheile hervorbringen kann: Und von welcher willst du sagen, sie sei gut; sie sei billig? Kannst du das wohl?

M. O. Warum nicht? Wir brauchen nur die Handlungen der Geschöpfe genau zu betrachten, um von ihnen sagen zu können, diese verdient gelobt, jene getadelt zu werden. Auch hat der Herr Pastor unrecht, da er behauptet, um richtig zu urtheilen, müsse man die Absicht, Umstände, Zeit u. m. a. Dinge kennen, aber nicht blos allein die Handlungen betrachten, da mir doch mein Freund Giuseppo bewies, daß man nur die Handlung, nicht die Absicht zu beurtheilen habe. Und ich bin des festesten Glaubens, daß Giuseppo nicht unrecht haben kann.

Lieber Onkel der Herr Pastor und dein Freund Giuseppo beide haben recht. Glaubst du, daß einer unrecht habe, so kömmt dein Glaube daher, daß du beide nicht — verstanden hast. Wenn der Herr Pastor sagt: wir müssen die Absicht, besondern Umstände u. d. gl. genau kennen, um von einer Handlung richtig zu urtheilen, so verstand er es nur in Ansehung der Moralität; und hierin hat er recht. Die Absicht allein scheidet Tugend und Laster von einander. Die beste Hand-

lung kann Laster, so wie die schlimmste Handlung Tugend sein. Da wir nun die Absicht nie einsehen werden, so können wir auch nicht sagen, das ist Tugend, das ist Laster. Dein Freund hat dir das Gegentheil gesagt, das heist: er bewies dir, daß man nur in Ansehung des Guten und Bösen, die Handlungen beurtheilen müsse, und auch er hat recht. So wie die Absicht die Scheidenwand zwischen Tugend und Laster ist; so sind die Handlungen der Maaßstab des Guten und Bösen. Das Schlimme kann oft Tugend, das Gute Laster sein. Und so wie die Handlungen an und für sich selbst weder Tugend noch Laster sind, eben so wenig wirkt die Absicht allein weder Gutes noch Böses. Da wir nun die Absichten nicht beurtheilen können, so müssen wir freilich nur die Handlungen bemerken, und ihnen unser Lob, oder unsern Tadel, nach dem Guten, oder Bösen, das sie uns verursachen ertheilen.

M. O. Magst wohl recht haben, lieber Neffe! Weil du mir nun schon einmal Gesellschaft leistest, und so ziemlich

ge-

gelehrt schwäzzen kannst, wie ein Bursche, der von der Universität kommt und ein paar unverdaute Kollegia im Koffer hat, mit welchen er vor Eltern und Verwanten eine Probe ablegen will, was für Schäzze der Weisheit er im Tempel der Musen erbeutet habe, so laß uns noch ein bischens mit einander plaudern. — — Du weist, lieber Neffe, was mit dem Gelehrten zu * * * geschehen ist, der so schön für die Tugend deklamiren konnte. Sage mir, wie kommt es, daß diese Männer, die sich in ihren Büchern so sehr den Göttern nahen, in ihren Handlungen — so tief unter unweisen Menschen herabsinken?

Ich. Das kommt daher, lieber Onkel, weil diese Herrn ihre ganze Weisheit in ihren Büchern in die Welt schikken, und kein Quentchen davon für sich zu Hause behalten. Dann must du dir die Gelehrten als Menschen von zwo Gestalten vorstellen: Wie sie sich in ihren Büchern zeigen, und wie sie an ihrem Kamine sind. In der ersten Gestalt sind sie vortrefliche, vollkommene Geschöpfe;

so ganz wie der Mensch sein sollte; in ihren Häusern — oft grössere Narren, als die Ungelehrten, über deren Thorheiten sie in ihren Büchern spotten! Da beweisen sie durch ihre Handlungen die Wahrheit dieses Sazzes: daß es viel leichter sei, Weisheit zu predigen, als weise zu leben. Willst du diese Herrn nach ihren Büchern beurtheilen, so triffst du keinen Zug, der ihrem wahren Bilde ähnelt. Würdest du einmal einen solchen Gelehrten in seinem Privatleben sehen, wie ich das Glük hatte, über diese wohl weisen Köpfe zu lachen, ich weis, du schwürest bei deinen Ohren — ein grosser Schwur eines Esels — daß alle die Weisheit, die du in ihren Büchen findest, unmöglich aus den Köpfen solcher Männer geflossen sei, die ihr gelehrtes Haupt mit einer so gewaltigen Narrenkuppe bedekken. — O — ihr Gelehrten! — rief mein Onkel. — gute Nacht, ihr Herrn!

Sechstes Kapitel.

Abgelöst — vom Postwagen am Schreibpulte.

Der Wagen hielt an einem Gasthofe still. Mein Onkel stieg ab, und ich, der ich bei ziemlich gutem Appetite war — wie'ſ alle Schriftsteller sind — freute mich schon auf eine gute Mahlzeit, weil ich des festesten Glaubens war, mein Onkel würde mich, als seinen vielgeliebtesten Neffen, herrlich bewirthen lassen. Da ich mich schon in meinen Gedanken an den kostbaren Speisen herzlich labte, so wekte mich ein Karbatschenstreich aus meinem Traume. Ich fühlte, daß ich, anstatt im Gasthofe zu sein, an meinem Schreibpulte sas, und meinen viel werthen Onkel nur in der dichterichen Begeisterung Gesellschaft geleistet habe. Zum meinem grösten Leidwesen stand mein Herr hinter mir, der eine lange Weile zusah, was ich mache, und dann mit seiner gnädigen Hand den

entzükten maulthierischen Dichter aus seiner Begeisterung wekte.

Mein Onkel trat in die Gaststube, und ließ sich was zu essen auftragen. An seinem Tische saß ein Mann, weder prächtig, noch schlecht gekleidet. Sein Haar war flach abgeschnitten, und sein ganzes Aeusserliches verrieth einen Sonderling der nicht, wie die gemeinen Menschenkinder, denket. Dieser Mann gefiel — Warum? mag Freund Lavater bestimmen — meinem Onkel. Würde kein unangenehmer Gesellschafter sein, dachte er, wenn seine Strasse dahin gieng, wohin mich die meinige führt. — vielleicht! — will fragen. — — Izt redete er den Mann an: Sie verzeihen, wohin geht Ihre Reise?

„Nach * * * *„

Schön! Ich reise auch hin. Wenn es Ihnen gefällig ist, den Weg in meiner Gesellschaft zurük zu legen, so wird es für mich ein grosses Vergnügen sein. Ich habe ohnehin die Post. Es soll Sie

nichts

nichts kosten. — — Mein Onkel glaubte den besondern Mann dadurch eher zu bewegen. Er hatte unter den Menschen beobachtet, daß der Eigennuz sie zu allem bestimme; daß man die Menschen dadurch loken könne, wie man wolle; daß sie, durch die Hofnung eines Gewinstes, werden, was einem gefällt, — Heilige, oder Schurken. Aber dieser Mann machte eine Ausnahme von der allgemeinen Regel.

„Ihre Gesellschaft schlag' ich nicht aus; aber das Freihalten verbiet' ich mir. Ich kann noch zahlen; und wenn ich es nicht mehr kann, so werde ich zu Fusse gehen.„

Mein Onkel staunte. — Wie — Was — Warum wollen Sie es ausschlagen?

„Weil ich niemanden verbunden sein will. Ich mag nichts umsonst, dafür ich nicht Gegendienste leisten kann. Verbindlichkeiten sind Ketten, die uns zu Sklaven derjenigen machen, denen wir sie schul-

dig

dig sind, und es ist für den freien Menschen Schande, ein Sklave zu sein.

Aber ich fordre nicht, daß Sie mir verbindlich sein sollen.

„Das heißt eben so viel, als wenn grosse Herrn sagen: wir erlauben euch zu vergessen, daß wir eure Gebieter sind, und ertheilen euch die Freiheit, mit uns, wie mit eures Gleichen, umzugehen, damit ihr euch um so mehr erinnert, daß ihr unsre Diener seid. — Nein das will ich nicht. Verbindlichkeit bleibt immer Verbindlichkeit, wenn auch der andere hundertmal sagt, daß wir ihm keine haben sollen. Er giebt dadurch eben so gut zu erkennen, daß es nur an ihm liege, uns fühlen zu lassen, daß wir seine Sklaven sind — Dafür bin ich verbunden. Noch bis izt hab ich nicht nöthig, jemanden Verbindlichkeit schuldig zu sein. Was ich von den Menschen erhalte. dafür leist' ich ihnen Gegendienste, und so hebt eines das andere auf. Kann ich das nicht mehr, so will ich lieber Hungers sterben, als einem Menschen sagen: ich danke dir!

Ich bin dir verbunden! Die Natur hat uns nicht in diese Nothwendigkeit versezt, und warum soll ich mir selbst ein Joch auflegen, von dem mich die Natur befreiet hat? Wenn ich nun den Menschen keine Verbindlichkeit schuldig sein will, um so weniger einem —"

Ich weis, was sie sagen wollen, unterbrach ihn mein Onkel, aber wie viele Menschen giebt es, die —

„Auch Sie haben recht. Aber eben dies ist die gröẞte Schande für die Menschheit, daß die Menschen vor den Füssen — nicht einmal eines blauen Esels, wie Sie sind, — sondern vor den Füssen ganz alltäglicher Esel herumkriechen, den Staub von ihren Hufen lekken, nie mit aufrechtem Haupte zu den Ohren des Esels hinauf sehen, und vor seinem J — a am ganzen Leibe zittern, wie der Esel selbst vor dem Brüllen des Löwens; die sich's zur höchsten Gnade rechnen, den Schwanz des Esels zu berühren, und sich mit den tiefesten Büklingen unterthänigste Diener der Esel nennen. Das ist freilich grosse

Schan-

Schande, daß die Menschen so sehr ihrer eigenen Würde vergessen können. Aber es giebt noch welche, die fühlen, was ein Mensch ist? Vor den Eseln keine Büklinge machen, nicht zittern vor dem J — a; nicht mit entblößtem Haupte zu den Ohren des Esels hinaufsehen, nicht sich's zur Gnade schäzzen, den Schwanz des Esels zu berühren, und die mit Verachtung auf alle Esel herabblikken, wenn sie auch noch so sehr in Ehren und Würden bei den Menschen stehen; und zu diesen freilich sehr wenigen können Sie mich zählen."

Nun wir wollen uns darüber nicht entzweien. Ich hab' Ihnen die freie Post aus dem besten Herzen angeboten, ohne auf irgend eine Verbindlichkeit, die Sie mir dafür haben sollten, zu denken. So viel kann ich Sie versichern, daß man im Lande der Esel nicht deswegen Gefälligkeiten erzeiget, damit der andere unser Schuldner bleibe; sondern weil man's für Pflicht hält, jedem Dienste zu leisten, wenn man kann, ohne auf seine Dankbarkeit zu rechnen. Dieses mag nun bei den Menschen nicht so sein, weil sie so sehr über

Un-

Undankbarkeit klagen, und gleich alle ihre erzeigte Wohlthat vorkalkuliren, die sie einem erwiesen haben. So was zeigt nun freilich an, daß sie sich nur deswegen gefällig erweisen, um stets den Weihrauch der Dankbarkeit zu riechen. Aber dadurch verlieren ihre Handlungen alles Verdienst. Wenn ich einem danke, so lohn' ich ihm das, was er mir gethan; und wofür ich mir lohnen lasse, oder fordere, daß mir gelohnet werde, das ist nicht mehr uneigennüzzig, und deswegen auch nicht edel gehandelt. Wer sich also beklagt: Stix oder Stax sei undankbar gegen ihn, der sagt eben so viel: Stix oder Stax lohnt mir nicht, wie ich es vermuthet habe, sonst würd' ich nichts für ihn gethan haben.

"Top! ich reise mit Ihnen! Das andere wollen wir vergessen. Jeder hat seine Art. Sie mögen gerne Verbindlichkeiten leisten, ohne auf Dankbarkeit zu rechnen; ich — niemanden verbindlich sein."

Bayerische Staatsbibliothek München

Als sie so sprachen, hörte mein Onkel das Geläute aller Glokken. — Was soll das zu bedeuten haben?

„Es ist das Zeichen, daß ein Vornehmer, oder reicher Mensch gestorben ist, und man giebt dadurch die Losung zur Leichenversamlung.“

Geschieht das bei allen, die sterben?

„Nein! Nur bei denjenigen, die viel Geld hinterlassen haben.

Und was soll den eigentlich der Glokkenklang zur Leiche?

„Um anzuzeigen, daß ein vornehmer, vermögender, angesehener Mensch den Weg gegangen ist, auf welchem der Kaiser mit dem Bauer auf gleichem Fuhrwerke abfahren. Anfangs war es nur das Zeichen, daß die Menschen sich des hodie mihi, cras tibi, erinnern sollten; aber endlich ward es zum Pomp, und man hält es izt nicht mehr für Erinnerung an unser Nichts, sondern für ein Ehrengepränge.“

Bayerische Staatsbibliothek München

Ei, wie schön! Wie kostbar! (rief mein Onkel, indem der Leichenzeug bei dem Fenster vorüberging.) Nur wundert's mich, daß alles sich so prächtig gekleidet bei einer Handlung einfindet, die so sehr fähig ist, allen Hochmuth, allen Stolz niederzudrükken!

" Das kommt daher, weil die Menschen an keinem Orte, bei keiner Gelegenheit ihrer Thorheiten vergessen können. Selbst das Grab kann ihnen nicht die Weisheit einflössen. Aus den Hunderten, die eine Leiche begleiten, ist oft nicht einer, der sich seiner Sterblichkeit erinnert: die andern erscheinen nur, um sich in prächtigen Kleidern sehen zu lassen. Weit entfernt ist der Gedanke von ihnen, der doch ganz natürlich in ihrer Seele aufsteigen sollte: — auch mich wird einst der Sarg verschlüssen; auch mich wird Erde dekken, und auf immer vor der lärmenden Welt verhüllen! — Sie hören den dumpfen Schall, der aus dem Grabe heraufsteigt, ohne zu denken, daß ihnen dieser Laut zurufe: Mensch auch du mußt sterben! und sie gehen mit eben so viel Leichtsinne

vom Grabe, als vom Tanzsale. Die meisten verläßt ihre Narrheit selbst am Rande des Grabes nicht. Sie wollen, daß man mit allem dem Pracht, mit welchem sie gelebt haben, ihren Rest vom Staube der Erde übergebe. Lassen Wappen und alle eitle Ehrenzeichen auf das Behältnis des Straubes hängen, um als recht prächtige Narren, die lezte Szene ihres Daseins zu beschlüssen."

Ei, ei! sagte mein Onkel, die Menschen! — ja, ja! die Menschen —

Und — die Esel! sagte der besondere Mann.

Während dem hatten beide ihr Mittagmal eingenommen, und da der Schwager seinen Reisegesang hören ließ, so bezahlten sie den Wirth, und der besondre Mann sezte sich mit meinem Onkel in den Wagen. Ein Menge Leute versammelte sich bei dem Gasthofe, als mein viel werther Onkel einstieg, und bezeigten ihre Verwunderung, und ihr Erstaunen, einen blauen Esel zu sehen.

Sa-

Sagen sie mir nur, warum die Menschen mich überall, wo ich noch durchreiste, mit so vielem Staunen betrachtet haben? Ist es denn so ganz was sonderbares um einen Esel?

" Eben nichts sonderbares um einen Esel, deren man leider in der Welt mehr zu Gesichte bekommt, als es einem lieb ist; sondern nur was seltsames um einen blauen Esel, dessen Farbe nicht so gemein ist. Die Menschen staunen alles an, was ihnen seltsam vorkommt. Der Zwerg erregt bei ihnen eben so viel Bewunderung, als der Riese; und der gröste Gelehrte steht bei ihnen mit einem blauen Esel in gleichem Range; ja sie geben dem leztern den Vorzug, weil sie glauben, ein blauer Esel sei seltsamer, als ein Gelehrter; da es doch leichter ist, zehn blaue goldgestreifte Esel, als einen wahren Gelehrten zu finden. So staunen alle bei einem Seiltänzer, dessen Kunst nicht einmal verdient, angesehen zu werden, weil sie dem Menschengeschlechte nicht den geringsten Nuzen verschaft; und der Akkersmann pflügt sein Feld, bauet sein Getreide, ohne daß

sich jemand würdiget, still zu halten, und dem Manne zu zu sehen, der im Schweiße seines Angesichts die nüzlichste aller Künste treibt, und durch sie so viele tausend elende nichtstaugende Müssiggänger nähret, die zu Fuß die Erde betretten, oder in prächtigen Wagen ihre Mitmenschen mit Staub erstikken, und alle Augenblikke der Gefahr, gerädert zu werden, aussezzen. Selten wissen die Menschen warum sie etwas bewundern, dies, oder jenes anstaunen! Ihre Bewunderung entsteht nicht aus dem erkanten Werth einer Sache; sondern aus ihrer Seltenheit. Gemeiniglich heist von den Menschen bewundert werden, eben so viel, als gar keinen Werth haben. Der Vernünftige trachtet auch nie, ihre Bewunderung zu erwerben. Er weis, wie wenig sie werth ist! wie geneigt die Menschen sind, die nemliche Sache zu bewundern, und zu verachten, zu loben und zu tadeln! Olivier Kromwell, der seinen König aufs Schaffot brachte, erhielt die Bewunderung seiner ganzen Nazion; ja sogar auswärtige Völker, und selbst Könige haben ihm — wenigstens äusserlich, — ihre Achtung

bezei-

bezeiget. Struensee, welcher den nämlichen Vorsaz hatte, seinen König zu morden, wurde von allen verachtet. Warum? Weil er in der Ausführung seines Planes nicht so glüklich war, wie Kromwell. Hätte Struensee Glük gehabt, und wäre Kromwell so unglüklich gewesen, wie Struensee, man hätte jenen bewundert, gelobt, ihm geschmeichelt, ja sein Name würde unsterblich in Gedichten geworden sein, und dieser hätte mit aller Verachtung, mit der Struensee seinen Kopf verlor, Das Schaffot besteigen müssen. Die Bewunderung der Menschen hängt von Zeit, Glük und Umständen ab. Ein gewisser Philosoph sagt, — und Ehre macht ihm der Gedanke:

Cartouche orné d' une Couronne,
Ou Catilina sur un Trône
auraient — ils manqués des Flateurs ?*)

*) Wäre Kartouche mit einer Krone geschmükt, oder Katilina auf den Thron erhoben gewesen, hätt' es ihnen an Schmeichlern gefehlt?

— Nein gewis nicht! Die Herrn würden eben so sehr in Gedichten als grosse Männer, wie mancher andre, prangen. Lassen Sie sich also; lieber Fremdling, durch das Staunen der Menschen gar nicht irre machen; oder bilden Sie sich nicht viel darauf ein, daß man Sie Ihrer Farbe wegen bewundert. Sie werden bald noch mehr von Ihnen hören. Ich versichere Sie, daß es nicht lange anstehen werde, so sind alle Zeitungen von Ihnen voll. Da wird es heißen: **Der blaue Esel geruhte gestern da und dadurch zu fahren; da und da beliebte der blaue Esel zu übernachten, und von da gefiel es dem blauen Esel seinen Weg nach **** fortzusezzen.** Aber auch deswegen bitt' ich Sie, nicht stolz zu sein. Glauben Sie mir, das ist nicht immer von einem grossen Werthe, was die Zeitungsschreiber loben. Sie stossen gemeiniglich leise, oder hell in die Trompete, nachdem sie mehr oder weniger bezahlt werden. Darum, mein Lieber, machen Sie es, wie jeder Vernünftige, der mit einem mitleidigen, oder spöttischem Lächeln, nachdem er die Sache nimt, — die

armen

armen Kerlchens bedauert, wenn sie mit so viel Lärm der ganzen Welt verkündigen: " *** hat da gespeiset, da übernachtet, das gnädigst in Augenschein genommen, und ist dann in Gnaden fortgereiset! " — — Die armen Menschleins! Sie müssen nicht fühlen, was ein Mensch ist, sonst würden sie nicht so viel Lärmen machen — wieder von einem Menschen, der sonst nichts kundwürdiges that, als daß er da war, aß, schlief, anschaute und fortging. "

Ich hab' mir noch nie aus der Bewunderung der Menschen viel gemacht.

" Und eben so wenig müssen Sie sich aus ihrem Tadel machen. Unverstand, Dummheit, Vorurtheil bestimt sowohl ihr Lob, als ihren Tadel. Wer sich nach dem Qu'en dira-t-on richten wollte, der dürfte sich gar nicht unter den Menschen sehen lassen; denn es ist gewis, daß, sobald er sich zeigt, ihn zehne loben, und zehne tadeln werden, ohne daß sie alle recht wissen, warum? Das beste ist, gegen das Lob so wohl, als den Tadel der

Menschen gleichgültig zu sein. Wir haben einen einzigen Richter, den wir hören müssen, unsre Vernunft. Ist dieser Richter mit uns zu frieden, so mag uns die ganze Welt tadeln; man kann mit gutem Rechte die ganze Welt für närrisch halten."

— — Was dünkt Sie, meine wohlweisen, graduirten Herrn davon? — — Ei, der Mann muß unrecht haben!

Siebentes Kapitel.

Unverhofte Zusammenkunft — Mein Onkel kommt frisch und gesund an dem Hofe zu **** an.

Lassen sie uns hier einige Tage ausruhen, sagte mein Onkel zu seinem Gesellschafter, da sie in der Stadt ankamen, deren hohe Thürme ihnen schon von weitem entgegen blinkten. — Es kann geschehen! erwiederte der besondere Mann.

Was giebts neues, Herr Wirth? fragte mein Onkel.

W. Nichts, als daß hier in der Nachbarschaft ein junger Mensch krank liegt, den unsre Geistliche nicht bekehren können. Da er gesund war, gings wohl noch hin daß er freigeisterisch lebte; aber izt, da der Tod seinen Rachen aufspert ihn zu verschlingen, sollte er doch an das Heil

seiner

seiner Seele denken. In der Jugend (sagt unser Herr Pastor, der auch dreimal ausser der Ehe taufen ließ) kann man schon ein wenig ausgelassen sein, wenn man nur im Alter fromm ist, und dabei alles glaubt. —

M. O. Wollen wir ihn nicht besuchen?

Der besondere Mann. Können ihn sehen. — Beide liessen sich das Haus und die Stube zeigen, wo der Kranke lag. Sie traten hinein und sahen einen jungen Menschen liegen, dessen Gesichtsfarbe die nahe Gegenwart des Todes verrieth, obgleich seine Minen die Fröhlichkeit eines muntern Geistes ausdrükten. Er las in einem Buche, das er weg legte, sobald er die Fremden sah, die er freundlich grüßte.

Verzeihen Sie, zween Fremden, redete ihn mein Onkel an, die Sie vielleicht in einer Stunde stören, welche sie zu wichtigeren Betrachtüngen an den Tod anzuwenden haben.

Ein

Ein sanftes Lächeln verbreitete sich um den Mund des Kranken. Er reichte dem blauen Esel die Hand und sagte mit einer etwas schwachen, aber muthigen Stimme: Wenn ich erst izt meine Stunden den Betrachtungen an den Tod widmen wollte, so wäre es zu spät. In den Umständen, worin ich mich befinde, ist die Seele gemeiniglich am wenigsten dazu geschikt. Die Schmerzen des Körpers, das Gefühl der Trennung macht sie hiezu unfähig. Ich habe mich von dem Augenblikke an, da die Vernunft mich erleuchtete, bemühet, die Wesenheit des Todes genau zu erforschen. Ich schmeichle mir, daß es mir darin geglükt habe. Ich betrachtete jederzeit den Tod, nicht als das größte Uibel des menschlichen Lebens, sondern als das lezte desselben, das deswegen am wenigsten zu fürchten ist, weil mit ihm all unser Leiden ein Ende hat.

M. D. So glauben Sie, daß nach dem Tode weder was zu fürchten, noch zu hoffen ist?

Das

"Das glaub ich nicht! Sondern weil ich eine dauerhafte Glükseligkeit nach dem Tode hoffe, so fürchte ich ihn nicht. Wie kann man doch daraus schlüssen, daß der, der den Tod nicht fürchtet, auch ein besseres Leben jenseit des Grabes leugnet? — — Er wollte weiter reden, als ein alter Mann in die Stube trat. Seine Silberlokken wallten um seine Schultern; und seine Gesichtszüge erregten bei dem ersten Anblikke Liebe und Ehrfurcht. Er nahte sich dem Bette, und fragte mit einer sanften Stimme um das Befinden des Kranken.

„Ich befinde mich recht wohl, mein Vater! Meine Seele ist ruhig, sie ist fröhlich, weil sie sich bald mit dem vereinigen wird, von dem sie kam. Sie fühlt ihr künftiges Glük, und ist vergnügt, daß die Stunde ihrer Auflösung nahe ist. — Ach! was bin ich Ihren Lehren, Ihrem Umgange –– Ihrem Beispiele schuldig, redlicher Alter! (fuhr er mit Enthusiasmus fort) Sie haben mich gelehret, den Tod nicht zu fürchten. Sie haben die sklavische Angst aus meinem Herzen

ver-

verbannt, welche jede Stunde des menschlichen Lebens verbittert. — Sie haben mich gelehret, hier und dort vollkommen glüklich zu sein! — —"

Die Heftigkeit erschöpfte seine Kräfte, und er schwieg, indem er seine Blikke, in denen einige Tränen glänzten, auf den Greis heftete! Er ergrief des Alten Hand, küste sie und die Tränen quollen darauf. Der Alte beugte sein Haupt auf den Busen des Jünglings, drükte ihn, wie ein Vater sein einziges Kind, zärtlich an sein Herz, und es herschte zwischen allen eine Pause, die durch die Ankunft des Pastors unterbrochen ward. Dieser versuchte alles, was nur immer in der Macht eines Theologen ist, den Kranken auf den Weg des Heils zu bringen. Aber der Kranke beantwortete alle seine Einwendungen mit dem einzigen: „Die Ruhe meiner Seele ist mir Bürge für mein künftiges Glük! Hätte sie was zu fürchten, so würde ein heimliches Vorgefühl, das sie in dieser Stunde nothwendig von ihrem künftigen Schiksale haben muß, sie, wie ein wüthender Sturm, in immer-

wäh-

währender Beängstigung und Unruhe herumtreiben.„ Da der Pastor sah, daß alle seine Mühe vergebens sei, so stieß er einen so gräslichen Fluch wider den Kranken aus, daß meinen Onkel und den Alten und den besondern Mann ein heftiger Schauder ergrief, da sie ihn hörten. Der Kranke lächelte, lag einige Minuten ganz still, und seine Blikke waren gegen den Himmel gerichtet. Endlich reichte er seinem alten Freunde die Hand. Meine Stunde, sagte er, ist da, und meine Seele verläst ohne Zittern diese Hülle. Ich danke Ihnen noch einmal für ihre Lehre. Leben Sie so lange glüklich, bis wir beide mitsammen einer ungestörten Glükseligkeit genissen werden.“ Mit diesen Worten schloß er seine Augen, als wenn er schlummern wollte, und schlief ein. Ein sanftes Lächeln umzog seinen Mund. Der Tod ließ keine Spur des Schrekens und Grausens hinter sich.

Wie schön starb er! sagte mein Onkel. Dies ist der Tod des Weisen, sagte der Alte. — Deren es wenige giebt, sagte der besondere Mann.

Kaum

Kaum war das Gerücht von dem Tode des jungen Mannes bekannt; als die Obrigkeit die Anstalten zu seiner Beerdigung machte. Er wurde ohne die sonst gewöhnlichen Geebräuche begraben. Die Geistlichen versagten ihm die Ruhestätte bei der übrigen, und man übergab seinen Leib der Verwesung unsern von dem Orte, wo man sonst todes Vieh einzuscharren pflegt!

Mein Onkel wunderte sich hierüber. Warum, fragte er, gönnt man einem Menschen nicht einmal im Tode die Ruhe. den man so sehr in seinem Leben verfolgte? Ist es denn nicht genug, rechtschaffen zu sein, um ruhig leben, und nach dem Tode ruhig verwesen zu können? Der besondere Mann fiel ihm in die Rede.

„Die Menschen sind nicht anders. Sie schäzzen ihre Meinungen mehr, als die Tugend. Sie gönnen dem Rechtschaffenen keine Ruhestätte, wenn er diese verwirft; und begraben den ruchlosesten Bösewicht mit allem Pompe, so bald er ih-

nen folget. — Die Menschen sind und taugen alle nichts.

Der Alte. O, es giebt doch noch wo vollkommene Menschen.

D. B. M. Wir müssen das Land noch erst entdekken, wo sie wohnen.

M. O. O Giuseppo, Giuseppo, du sagtest das nämliche!

Bei diesem Namen ergrief Freude und Betrübnis den alten Mann. Wen haben Sie izt genannt? fragte er meinen Onkel. Den rechtschaffensten, weisesten aus allen Menschen, antwortete ihm dieser. Wenn es der ist, den ich kannte, so ist er es, sagte der Alte. Wollen Sie sich nicht zu mir auf mein Zimmer bemühen? Beide gingen mit ihm.

Kaum waren sie in die Wohnung des Alten eingetreten, als dieser sich genauer nach den Umständen des Giuseppo erkundigte. Mein Onkel erzählte ihm alles genau. — — Ach Giuseppo, Giuseppo, so

lebst du noch, und beweinst den Tod deines Freundes Joikondo, der dich schon lange im Aufenthalte der Seligen glaubte! — Einige Tränen der Freude rollten über die Wangen des Greisen. Mein Onkel erkannte nun, daß dieser alte Mann niemand anders als Joikondo sei. Er war erfreut über die unerwartete Zusammenkunft mit einem Manne, dessen Freund er durch das Gute, was ihm Giuseppo von ihm erzählte, geworden war. Wie sind Sie von Ihrem Freunde getrennt worden? fragte er ihn.

„Sie werden die Umstände wissen, wie man mich von der Seite des Giuseppo gelokt hatte. Kaum war ich über den Grenzen, als man mich gefangen nahm, und in ein Kloster brachte, aus dessen Orden ich entwichen war. Es wurde verrathen, und der Prälat des Klosters versuchte, mich mit List in seine Gewalt zu bekommen. Ein Mönch ließ sich dazu brauchen. Er verkleidete sich, und erschlich mein Vertrauen durch seine Verstellung. Er wollte zwar gerne auch meinen

nen Freund Giuseppo mit sich führen, da aber dieser zur Reise nicht zu bewegen war, so trieb er mich an, allein mit ihm zu gehen, und überlieferte mich der Rachsucht wüthender Mönche. Ich wurde genau bewacht, bis man mir endlich das Urtheil des Todes sprach. Aus geistlicher Gnade ward ich zu einem langsamen Tode verurtheilt. Mir sollte die Zunge abgeschnitten werden, und dann sollt' ich Hungers sterben.

Der Prälat des Klosters, der noch ein sehr junger Mann war, hatte eine schöne Haushalterin. Diese hörte von meiner Todesstrafe und ward zum Mitleiden gegen mich bewegt. Sie entwante in der Nacht dem Prälaten die Schlüssel zu meinem Gefängnisse, und zum Kloster, öfnete heimlich meinen Kerker, kündigte mir die Freiheit an, und hieß mich, ohne meinen Dank anzunehmen, indem sie mir einen Beutel mit Gold in die Hand drükte, fliehen. Ich verließ den Ort des Aberglaubens, der Rachsucht und aller Laster, und reiste hieher, wo ich

wuste, vollkommene Menschen anzutreffen.*)

M. O So glauben Sie noch immer, vollkommene Menschen zu finden.

Joikondo wollte antworten als ein Gerichtsdiener eintrat, ihn ins Gefängnis zu führen. Die Familie des verstorbenen Jünglings klagte den rechtschaffenen Greisen an, er habe den Unglüklichen verführet. Der Pastor unterstüzte diese Klage, und sezte noch hinzu, er lehre so gar den Aufruhr wider den Staat. Joikondo hatte kaum so viele Zeit, sich von meinem Onkel und dem besondern Manne zu beurlauben.

*) Wer sollte glauben, daß eine solche Geschichte sich vor einigen Jahren wirklich im H * * * * zü getragen habe? Der Mönch, der aus B * * * aus dem Kloster entwich, in H * * * aufgefangen wurde, und auch da dem Kerker entging, lebt noch izt in A * * * *, wo ich ihn gesprochen habe. A. d. H.

Lassen Sie uns diese Stadt verlassen, sagte mein Onkel, mir ekkelts, unter den Einwohnern derselben länger zu leben!

„Die Menschen, sagte der besondere Mann, werden nirgends müde, den Rechtschaffenen zu verfolgen. Die Tugend eines andern ist ihnen ein Stein des Anstosses, sie können ihren Glanz nicht vertragen."

Sobald sie zurük kamen zahlten sie dem Wirthe ihre Rechnung, und sezten ihren Weg weiter fort. Wie sehr hab' ich mich in den Menschen getäuscht, sagte mein Onkel zu den besondern Manne. Ich glaubte, bei ihnen freier als im Lande der Esel, denken zu können; und ich sehe, daß sie noch ärger den freien Denker, als die Tarespipri, verfolgen.

„Man muß sich verstellen, sagte der besondere Mann."

Ja das sagte Giuseppo auch, dachte mein Onkel.

Nach einigen mühsamen Tagreisen erreichten sie die Grenzen des Reiches, an

des-

dessen Hofe mein Onkel, wie ihm Giuseppo versprochen hatte, sein Glük machen sollte. Er eilte ohne sich länger unter Weges aufzuhalten, der Residenz zu, und kam nach einer langen, beschwerlichen Reise frisch und gesund daselbst an; Er logirte im Gasthofe bei drei Nonnen ein, und weil er sebr ermüdet war, so legte er sich nach einem kleinen eingenommenen Abendessen zu Bette.

Achtes Kapitel.

Könnte auch das erste des dritten Theils sein.—

Visiten und Abgabe der Empfehlungs-schreiben.

Die Müdigkeit hielt meinen Onkel vierzehn volle Stunden im Bette. Da er erwachte, fühlte er sich ganz munter, stand auf, und dachte an seine Bestimmung. Sein erster Gedanke war: „Dies ist der Hof, wo du dein Glük machen sollst. Giuseppo versprach es dir, wenn du seinen Lehren getreu bist, und die Menschen — Menschen sein lassest, ohne dich um ihre Thorheiten zu bekümmern, und ohne die vergebene Arbeit zu unternehmen, ihre Fehler zu bessern. — Das willst du thun. Du hast dir die Nase schon oft genug blutig gefallen, um dich nicht in Acht zu nehmen, hinführo nicht mehr zu stolpern. — Ja, ja, was ich that, das

soll — nicht mehr geschehen." So räsonirte der blaue Esel mit sich selbst, suchte aus seiner Brieftasche die Empfehlungsschreiben hervor, die ihm der Engländer mitgab, und beschloß noch an diesem Tag das Geschäft seines Glükkes mit der Abgabe dieser Briefe zu beginnen. Da er während seines Aufenthaltes unter den Menschen beobachtet hatte, daß der schlechte Name, der blaue Esel, ihm nicht immer viel Hochachtung erwarb, und daß es nöthig sei, um angesehen zu werden, eine hochtönende Titulatur zu führen, und vom alten Adel zu sein; so beschloß er in Zukunft seinen ganzen Familiennamen anzunehmen, und mit dem ururalten Adel seines Hauses eben so zu stolziren, wie die hochadelichen Menschen.

Er ließ sich bei der hochgnädigen Gräfin von, zu und auf Thorenfeld, die ihm Mylord besonders empfahl, unter dem Namen Chevalier von Lang-Ohr, Herrn zu J — a, Herrn zu Rius, Herrn zu Hinian Hopsenkop, Herrn von, zu, und auf Eselshausen anmelden, die ihn, als einen fremden Kavalier, von dem ihr

My-

Mylord schon viel ausserordentliches geschrieben hatte, mit grosser Sehnsucht erwartete, und ihm sagen ließ, sobald als nur möglich, zu ihr zu kommen. Mein Onkel, welcher aus dem Fenster seines Gasthofes bemerket hatte, daß man sich hier schäme, sich seiner gesunden Füsse zum gehen zu bedienen, besonders wenn man hochgeboren ist, ließ sich einen Tragsessel kommen, sezte sich hinein, und zween Menschen trugen den blauen Esel bis zum Hause der gnädigen Gräfin. Unterweges dachte er: Es ist doch bequemer sich tragen zu lassen, als zu gehen; und wie gut ist es, daß die Menschen sich nicht weigern — einen Esel zu tragen.

Die gnädige Gräfin saß auf dem Soffa, den sie mit ihrer hocheigenen Person zur Hälfte ausfüllte, und den übrigen Raum mit ihrem Reifrokke vor Sturm und Ungewitter bedekte. Kaum trat mein Onkel zur Thüre hinein, so rief sie ihm mit einem sehr vertrauten Tone, als hätte sie ihn schon seit zehn Jahren gekannt, entgegen: le bien Venu, mon cher Chevalier! Vous m' apportez des lettres de

My-

Mylord, j'en ſuis bien ravi d'avoir de ſes nouvelles, Prenez place auprés de moi! J'aime paſſionement les Cavaliers etrangers. He, ou eſt - elle donc cette lettre charmante de mon cher Anglais? Mein Onkel überreichte ihr izt den Brief, ſie las ihn, und fuhr in ihrer Rede fort. Il ecrit merveilleuſement — Eh bien contés moi quelque choſe de nouveau de votre païs? Les Dames ont elles la farde ſi *noble* comme moi? Ne trouvés vous pas le rouge extremement bien melé du blanc? Je vous aſſure, ma fille de chambre ſurpaſſe en fardant toutes les autres filles. Elle etoit recommandée à moi de la Ducheſſe de N. de Paris, et en coëffant elle n'a pas de ſes ſemblables. — — N'eſt ce pas vous admirés la garniture de mon chapeau à la chaſſe? Croïés moi, foi de Dame, toutes les Comteſſes m'envient de ce vrai treſor d'une fille de chambre. — Mais quant à la lettre que vous m'avés apportée de Mylord — ah, ah! pardonnés, je n'en puis plus. — He, Garçon une taſſe du Thé — j'en ſuis bien fâchée, que j'aie la toux, j'en ſuis ſi incommodée, qu'il m'eſt impoſſible de

pren-

prendre Haleine et de parlez six mots de suite. Sie hustete, und mein Onkel hustete mit ihr. — Ah, Jolie, Jolie! Voila un Mignon de chien. C'est mon petit Coeur — C'est moi seule qui possede le plus mignon chien. — Jolie, Jolie! *) Jolie kam izt herbei gelaufen, die gnädige Gräfin nahm ihn auf den Arm. vergaß, daß mein Onkel den Plaz neben ihr eingenommen hatte, und spielte sehr artig mit ihrem Jolie. Mein Onkel fing einigemale an zu reden; allein die gnädige Gräfin hatte keine Zeit ihn anzuhören, weil sie beschäftiget war, Karessen von ihrem Jolie anzunehmen, und ihm solche wie-

*) Man wird leicht einsehen, daß die gnädige Gräfin nicht das schönste französische sprach. Aber der meiste Adel in einem gewissen Lande ist von der Wuth hingerissen, nicht seine Muttersprache, sondern eine fremde zu reden, wenn er sie auch noch so sehr radebricht. Er vernachlässigt daher die Muttersprache, redet die fremden Sprachen elend, und kann — keine recht. A. d. H.

wieder zu geben. Dies bewog meinen Onkel zu glauben, der Herr Jolie sei einer von den Cavaliers etrangers, welche von der Gräfin so ausserordentlich geliebt werden. Er schwieg also, bis die Unterredung mit dem Herrn Jolie geendet sein würde, und betrachtete indessen das lebendige Tableau. Die ausserordentliche, herrliche Mischung der Farben, erinnerte ihn an die zween Verse des Joikondo.

Eine gute Stunde unterhielt sich die gnädige Gräfin mit ihrem lieben Mignon, als Monsieur Jolie, der, müde der Karessen seiner hochgräflichen Geliebten, eine artige Hünden im Seitenzimmer sah, vom Arm sprang, um dieser seiner Natur angemesseneren Schöne seine Aufwartung zu machen. Die Entfernung des Jolie erinnerte die Gräfin an meinen Onkel, sie wante sich zu ihm, und versicherte ihn aller ihrer Protekzion. — Wenden Sie sich an Niemanden sonst sagte sie, ich vermag bei Hof alles, und Sie sollen bald am Ruder des Staates sizzen. Heu-

te ist bei mir Assemblee. Ich will Sie dem vornehmsten Adel aufführen. Kommen Sie zu mir. A dieu, mon cher Chevalier, il me faut rendre des Visites. Sie stand auf, mein Onkel empfahl sich und ging nach Hause.

Neuntes Kapitel.

Grosse Assemblee. Mein Onkel begehet die Unhöflichkeit den Herrn und Damen die Wahrheit zu sagen.

Mein Onkel ermangelte nicht noch etwas früher, als um die gesezte Stunde, zu erscheinen. Er war so herrlich aufgepuzt, daß er selbst an seiner Schönheit ein grosses Wohlbehagen fühlte. Die Gräfin empfing ihn abermals auf dem Soffa, und fragte ihn üm verschiedene Neuigkeiten aus dem Lande der Esel, das ihr gewisser Ursachen halber sehr wohl gefiel, als ein starker Lärm die Ankunft der Gesellschaft verkündigte.

Zum ersten zog die ganze Aufmerksamkeit meines Onkels auf sich die wohl gnädige Frau Gräfin von Fettenberg, Frau auf Klumpenthal. Ihr mehr als helenischer Busen warf bei jedem Schritte zwo

Wogen in die Höhe. Sie zukkelte an der Hand des fein gnädigen Herrn Baron von Magersdorf, dessen entfleischter Körper den schönsten Kontrast von der Welt mit der wohlgnädigen Gräfin machte: ein kurzsichtiger hätte ihn in der Entfernung für ihr Spazierstökchen angesehen. Sie warf sich in einen Armstuhl und Don Magersdorf nahm seinen Posto gerade vor ihr ein, um mit einem ziemlich grossen Fächer die Zephire, welche von dem bewinterten Busen entflohen, mit Gewalt zurükzujagen. Ihr folgte das Fräulein von Linsenkorn, das aus grosser Schamhaftigkeit dasjenige mit zwei Tüchern sorgfältig verhüllte, was die Gräfin von Fettenberg im größten Uiberflusse sehen ließ. Das Fräulein trottirte an der Seite des Grafen von Dikfus herein, der aus ehrbarer Bescheidenheit — nie nach ihrem Busen schielte. Sie machte einige spöttische Minen über die wohlgnädige Gräfin, und flüsterte ihrem Begleiter, der einen Seitenblik auf die Gräfin machte, ins Ohr: „Mein Gott, was das skandalös ist, einen — vollen Busen zu entblössen! Ich glaube gar, die gute

Grä-

Gräfin brüstet sich darauf, daß die Natur sie so überflüssig damit versorgt habe; aber wahrlich, glauben Sie mir, es ist gar nicht schönes, um einen vollen Busen. Ich möchte, und — werde ihn nie entblössen! Sie liessen sich in einer kleinen Entfernung von dem blauen Esel nieder. Mein Onkel hörte, wie das Fräulein fortfuhr, dem Grafen von Dikfus zu beweisen, das schönste bei einem Frauenzimmer sei, den Busen zu verhüllen, und daß es häslich lasse — einen vollen Busen zu haben. Er bemerkte, wie der Herr Graf ihr voll Bescheidenheit, Recht gab, ohne seinen Blik von der Gräfin von Fettenberg zum Rükzug zu bringen, und daß das Fräulein die gegründeste Ursache hatte, einen vollen Busen für häslich zu halten. Jzt trat die Baronin von Lästerzung ein. Ihre Augen sprudelten Feuerfunken hervor und ein nicht zu balsamischer Geruch damfte aus ihrem Munde; sie hing an dem Arm des Freiherrn von Meerrettig. Hinter ihr wakkelte mit gesenkten Augen die Frau von Heiligenschein gar andächtig herein. Sie war in ihren besten Jahren, nicht

übel gebildet. Sie ärgerte sich recht sehr, wenn von der Liebe gesprochen ward, und konnt' es gar nicht leiden, wenn durch freche Minen, oder einen entblößten Busen Aergernis gegeben wurde. Aus dieser Ursache war der ihrige unter einem — Filettuche verborgen, aber manchmal verrieth das keusche Tuch — freilich wider ihren Willen — welche Reize es bedekke. Schnell, wie Merkur, reverenzelte izt der Herr von Wind- und Stuzzersberg Herr auf Luftpump herein, und kapriolirte mit einigen Trillen an die Seite der Frau von Heiligenschein. „Ach meine theuerste! Ich sterbe vor Freuden, Sie zu sehen. Länger als zehn Tage, war ich nicht so glüklich Sie zu umarmen! Izt drükte er einen so lauten Kus auf ihren schönen Mund, daß das Zimmer davon wiederhallte. Die Frau von Heiligenschein war über diese Unverschämtheit so verwirrt, daß — ihr Fächer über und über roth wurde. Ihre Blikke gaben ihm einen derben Verweis, und mein Onkel glaubte, sie wollte damit sagen: — „Musten Sie mich denn hier küssen!" Der junge Herr ließ sich weder durch das

roth=

rothwerden ihres Fächers, noch durch den Verweis irre machen. Er sagte ihr soviel zärtliches vor, hatte soviel mit dem Fillettuche zu thun, daß die gute Frau darüber ganz in Verwirrung gerieth, und es ihm nicht einmal verwehren konnte. Sie wollte die Unordnung, worinn der junge Herr das Fillettuch brachte, wieder verbessern, verschob es aber vor lauter Verwirrung so sehr, daß ihr schöner Busen zulezt ganz hervorwallte. Nach ihr trat die Frau von Stolzenpfau mit ihren zwo Töchtern ein; Zwei reizende Mädchen in der Blüthe der Jugend mit allen Grazien der Schönheit geziert; sie wurden von drei süssen Herrchen begleitet: dem Herrn von Haasenfus, dem Herrn von Wortreich, und dem Herrn von Effronte, Herrn zu und auf Liederlichshausen. Andere Damen mit kleinen Hunden auf dem Armen, und Kavalire mit Fächern in den Händen schlossen den Reihen.

Sobald die ganze hochadeliche Gesellschaft versammelt war, so fing man an zu spielen. Mein Onkel entschuldigte sich,

daß er kein Spiel kenne, und erregte dadurch die schlechte Meinung von sich, daß er keine gute Erziehung gehabt habe: Auch die Gräfin von Hundslieb, die Baronin von Karmoisin, und das Fräulein von Horslove, nebst einigen Kavalieren entzogen sich dem Spiele, weil sie mit wichtigeren Sachen sich unterhalten wollten.

Die Gräfin von Hundslieb war die treueste und feurigste Biographin ihrer Hunde. Sie erzählte ihre Geschichte mit vieler Wärme und Theilnehmung. Die Baronin von Karmoisin war der untrüglichste Probierstein aller Schminken, Handpomaden, Schönwassern u. d. gl. Das Fräulein von Horslove eine lebendige Reitschule, und das Dikzionär aller damit verbundenen Kunstwörter. Der Herr Graf von Meerrettig der Aristophanes seiner Zeit, der Herr von Wind- und Stuzzersberg das zärtlichste Herrchen, das der Gräfin, der Baronin und den Fräulein zugleich seine herzbrechende Seufzer vorselabonirte. Der Herr von Wortreich der wizzigste Kopf und seine Zunge ein perpetuum Mobile.

Die-

Diese Gesellschaft sprach von tausend Dingen nichts, indessen die andern ihre Stunden und ihr Geld verspielten, und mein Onkel von Spieltisch zu Spieltisch herumging, zu sah, und seine Betrachtung über die Beschäftigung dieser edlen Menschen machte. Er stand hinter der Gräfin von Fettenfeld, welche hundert Dukaten auf ein Blat wagte, und sie verlor. Sie sties ein paar Flüche heraus, deren sich ein Dragoner nicht hätte schämen dürfen, funkelte mit den Augen, sezte neue hundert Dukaten, und verlor sie wieder. Spiel, Karten, sie selbst wurden izt mit feierlichsten Verwünschungen dem Teufel zum Erbtheile übermacht, das unschuldige Blat in Stükken zerrissen, vom Sessel aufgesprungen und ans Fenster gesezt. Der Herr Graf von Storchenbein, Herr auf Magersdorf, eilte mit aller möglichen Geschwindigkeit ihr nach, un sein Amt mit dem Fächer zu versehen, das um so nöthiger war, da die Galle, welche durch alle ihre Adern wüthete, das Blut in eine hizzige Wallung brachte, die einer Abkühlung bedurfte. Man sagte, der Herr Graf von Storchenbein auf Magersdorf,

wäre ein starker Verehrer von der wohlgnädigen Gräfin von Fettenfeld gewesen, ohngeachtet der Wnter die wenigen Herbstblumen ihrer Schönheit zu zerknikken anfing, weil das Gut Magersdorf dem Herrn Grafen sehr wenig Revenüen abwarf.

Welche Narren sind doch das, dachte mein viel geehrter Onkel, die sich etwas zum Vergnügen wählen, daß sie um ihr Geld bringt, mit stetter Unruhe erfüllt, und ihnen den größten Verdrus verursachet! Wie armselig müssen die Menschen sein! Wie unausstehlich, wie unerträglich müssen sie die Stunden ihres Lebens finden, weil sie allerhand Hülfsmittel hervorsuchen, diese wenige Stunden ihres kurzen Lebens zu beflügeln, damit sie sich geschwinder von ihnen entfernen. Entweder ist ihnen das Leben eine Pein, weil sie sich so sehr bemühen — nicht zu leben; oder die Kunst, vergnügt und froh das Dasein zu genissen, ist für sie verloren. Vielleicht wissen die Menschen nicht einmal, was leben sei! Wüsten sie es, könnten sie wohl ein so lebloses Leben führen? Nein unmöglich könnten sie mit so vieler Sorg-

falt

falt der Zeit noch ein Paar Flügel geben, da sie ohnehin so schnell ist, daß man sie lieber mit eisernen Fesseln binden sollte, um sie in ihrem schnellen Fluge aufzuhalten. — — Ihr einfältigen Esel, die ihr die Menschen um ihre Vorzüge beneidet! Selbst ich Thor, der ich Wunder glaubte, was für herrliche Geschöpfe sie seien, weil sie mit so treflichen Gaben ausgerüstet sind! Was nüzzen sie ihnen, da sie selbe nicht brauchen können, oder nicht zu brauchen wissen? — Was das größte Schwerd einem Kinde; sein Arm ist zu schwach, es zu führen! — Nein das zweibeinige Thier, der Mensch, verdienet nicht, daß wir vierfüssigen Thiere ihn beneiden!

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen verlies mein Onkel das Spielzimmer und gerieth in ein Nebengemach, wo die Töchter der gnädigen Frau von Stolzenpfau mit den zween süssen Herrchen von Hasenfus, und Liederlichshausen ganz allein sich befanden. Unbemerkt von ihnen trat er hinein, und beobachtete ungestört alles, was vorging.

Die beiden Mädchen waren in der Blüthe der Jahre und — freilich was seltsames, aber doch hier der Fall — noch unschuldig. Die Herrn von Hasenfus und Liederlichshausen kannten keine andere Tugend als Unverschämtheit. Ersterer bezeigte darin, ob er gleich in allen andern Vorfällen der feigste Kerl war, bei dem Anblikke eines blossen Degens zitterte, und bey dem Knalle eines Schusses in Ohnmacht fiel, einen ausnehmenden Muth, und übertraf die meisten Herrchen seines Gelichters so sehr, daß ihm an Trosartigkeit keiner glich. Herr von Liederlichshausen war ihm an Kühnheit zwar nicht überlegen, aber er gab ihm auch nicht viel nach, und wuste über dies noch seiner Unverschämtheit einen feinern Anstrich zu geben: er war nicht so sehr Satir, als Herr von Hasenfus. In dieser edlen Gesellschaft ließ die Frau von Stolzenpfau ihre beide unschuldige Töchter. Die unzüchtigsten trosmässigsten Zotten wurden ihnen vorgesagt, worüber die guten Mädchen immer bis ans Ohrläpchen roth wurden. Sie musten Freiheiten erdulden, welche ein ehrliches Bauernmädchen mit

tüchti-

tüchtigen Ohrfeigen bestraft hätte, und gegen die sie sich höchstens mit einem sanften Fächerschlag wehren durften, wenn sie nicht für roturieres gehalten werden wollten; — denn es gehört zum Tone der grossen Welt, zum freien und ungezwungenen Wesen im Umgange, die Tugend und Keuschheit eines Frauenzimmers ungescheut zu beleidigen.

Mein Onkel, der immer sehr viel auf Keuschheit hielt, trabte aus seinem Winkel hervor. Ihm war es unmöglich, die Unverschämtheiten dieser zween adelichen Herrchen länger zu hören, und zu sehen. Er glaubte, das Geräusch, welches er machte, würde sie stören, und sie zwingen, das Zimmer beschämt und geschwind, um nicht erkannt zu werden, zu verlassen. Er täuschte sich. Die beiden Herrchen vermutheten, eine Dame; oder ein Kavalier wolle ihre Scherze durch ihre Gegenwart vergrössern. Sie wusten, daß weder eine Dame, noch ein Kavalier dem freien ungezwungenen Umgange feind sei, und darum fuhren sie nicht nur allein ungehindert in ihren Unverschämtheiten fort; sondern sie verdop-

pelten selbe noch. Kaum erblikten sie meinen Onkel, so riefen sie ihm zu. Sie kommen wie gerufen. Wir wollen eben den Fräulein beweisen, daß ihre Busen zu schön sind, um von einem Tuche verhüllet zu werden; daß es Sünde sey, einen schönen Busen dem Männerauge zu entziehen. Helfen Sie doch unsern Beweis mit ihren Gründen zu unterstüzzen. Mit diesen Worten wollten sie das neidische Tuch, wie sie es nannten, und das ohnehin nicht gar viel von dem Busen bedekte, völlig abnehmen. Halten Sie, rief mein Onkel, halten Sie! Ich finde es sehr unverschämt von Ihnen, daß Sie den Fräulein auf eine solche Art zu sezzen, einen Theil ihres Körpers zu enthüllen, welchen der Wohlstand dem lüsternen Auge zu entziehen befielt. Quoi, Monsieur, vous êtes un Cavalier et vous parlés d'une telle Maniere? Oh fy donc! Vos Sentiments sentent trop le roturier. Vous appellés la Galanterie, l'air dégagé qui regne parmi la noblesse manquer d'etiquette? cela se peut parmi les canailles bourgeoises; mais entre nous autres Cavaliers ce n'est que de savoir vivre, d'être le plus efronté

té que l'on peut. Wenn Sie Unverschämtheit zur Sitte des Adels rechnen meine Herrn, sagte der blaue Esel, so gesteh' ich Ihnen, daß ich bürgerliche Zucht und Ehrbarkeit den adelichen Sitten vorziehe. Doch nein! Sie entehren die Würde des Adels, wenn Sie die Beleidigung der Zucht und Ehrbarkeit für seine Sitte halter. Ich kann nicht glauben. daß der menschliche Adel aller gesunden Vernunft abgeschworen haben kann, um das für adelich zu halten, was Troßjungen mit ihren Dirnen bey Tanz und Spiel treiben. Et ainsi, Messieurs, ce ne sentiroit pas le bourgeois, mais le plus vilain paisan. Die beyden Herrchen lachten izt über die Dummheit meines Onkels aus vollem Halse,, nahmen die beiden Fräulein am Arm, und hüpften mit ihnen in ein anders Zimmer.

Wie, sagte mein Onkel zu sich selbst, eine so schmuzige den niedrigsten Pöbel entehrende Unverschämtheit soll zur Sitte des Adels gehören? Zucht, Ehrbarkeit und Tugend nur ein Eigenthum des Bürgers sein, und diese edlere Klasse von

Men-

Menschen schänden? Nein, nimmermehr! Dies kann unmöglich die allgemeine Denkungsart des Adels sein. Diese Herrchen und einige von ihrem Schlage sind der Auswurf desselben. Es muß viele Damen und Kavaliere geben, die sich nicht dadurch zu schänden glauben, Tugend und Ehrbarkeit mit dem Bürger gemein zu haben; oder die Menschen haben keinen wahren Adel. Und ist dieses — o glükliche vierfüssige Geschöpfe, die ihr keinen Adel habt, nichts vom Unterschiede des Standes wisset! — — Und die Mutter dieser Mädchen! kann sie ihre Töchter in der Gesellschaft solcher unverschämter Buben lassen? die unschuldigen Mädchen allein, ohne alle Aufsicht im Umgange mit dem andern Geschlechte lassen? Ist es nicht die gröste Pflicht der Mutter, sorgfältig die Gesellschaft, worein sie ihre Töchter führt, zu prüfen? Sorgfältig diejenigen auszuforschen, mit denen sie ihnen umzugehen erlaubet? Darf sie wohl zuviel der Tugend ihrer Töchter trauen? Wie, wenn ein Mädchen im vollem Feuer der Jugend, mit einem Blute, das so leicht in wollüstige Wallung aufbraust, mit einem nach

Liebe schmachtendem Herzen, durch unzüchtige Reden durch Keuschheit beleidigende Freiheiten zur Wollust gereizt wird, der Tugend einen Augenblik vergießt, und — — Mutter ist es nicht deine Schuld, wenn das Mädchen sich da der Lehre, die du ihr vielleicht selbst gegeben hast: daß Unschuld und Tugend ihr gröster Reichthum, ihre schönste Schönheit sei, nicht erinnert! Wie kann die Frau v. Stolzenpfau so sorglos im Schwalle der Gesellschaft sein, indessen ihre Töchter der Gefahr ausgesezt sind, ihre Unschuld zu verlieren; ja wirklich schon einen Theil davon verlohren haben. Ein Mädcheu entfernt sich den Augenblikke, wo sie, freiwillig oder gezwungen, Zotten anhöret, von der Tugend; das weisse Kleid der Unschuld erhält jedesmal eine Makkel. Von jeder unzüchtigen Rede fängt ihr Herz etwas auf, und sie gewöhnt es endlich, das unverschämteste Gespräch, ohne zu erröthen, anzuhören. Treiben endlich Zweideutigkeiten das Blut ihr nicht mehr ins Gesicht, so wird sie auch mit den unerlaubten Freiheiten näher bekannt werden, und sie nicht übel nehmen, und hat sie es so weit gebracht, dann — Gott befohlen ihre Tugend!

So

So sprach mein Onkel mit sich selbst, und war auf die Frau von Stolzenpfau recht aufgebracht, daß sie ihre Töchter in der Gesellschaft zweener so ausgelassener, frecher unverschämter Buben allein ließ. — — — Aber lieber Onkel, du hattest Unrecht auf die Frau von Stolzenpfau zu zörnen. Diese hatte was wichtigeres zu thun, als die Tugend zwoer Mädchen zu hütten, das ohnehin — unter uns gesagt lieber Onkel — die schwereste Schildwache auf Gottes Erdboden ist. Halt' du auch noch so wachsam Rond und Patroulle um die weibliche Festung, schrei jedes Lüftchen mit: Wer da? an; du wirst doch hintergangen und die so sorgfältig bewachte Festung überrumpelt werden. Der Feind kommt 'hinein, durch List, oder Gewalt, oder — wie es gar zu oft geschieht — selbst durch Verrätherei. — Wie, ich hab Unrecht? — Lieber Onkel, ich will dir's beweisen. Die Frau von Stolzenpfau hatte eben den Tag vorher ein neumodisches Kleid von Paris erhalten, so wunderschön, mit so vielen Guirlanden und Harlekinaden gezieret, daß die gnädige Frau in diesem neumodischen Puzze dem niedlichsten Affen,

den

den Frankreich je in Teutschland ausstaffirt hat, ähnlich sah. Hätte sie nun in solchem Staate, den noch keine Dame ausser ihr besas, stets bei ihren Töchtern sizen sollen? Wer hätte da die gnädige Frau beobachtet? Wer ihren Geschmak, das Allerliebste dieser Mode, das Glük, immer die erste — Frankreichs Affe zu sein, an ihr bewundern, loben und beneiden können? Und wenn nun dies alles unterblieben wäre; — warum hätte sie in die Gesellschaft kommen sollen? Ihre Töchter zu bewachen? Ei lieber Gott, das hätte sie zu Hause mit weniger Mühe thun können. Sie kam also nur, um gesehen, gelobt, und bewundert zu werden. Sie konnte also nichts thun als von Zimmer zu Zimmer, wie ein Pfau mit seinem Schweifrade einherzupfalzen. In was für eine Bewegung brachte sie nicht die ganze Assemblee! Die Damen schielten mit neidischen Augen auf sie; würden gerne in dieser Minute demjenigen, der ihnen ein solch Neumodekleid gebracht hätte, das aufgeopfert haben, weswegen sich die wohl ehr- und tugendsame Frau Lukrezia gar züchtiglich erstach, als es vorüber war, um nur eben so stolz einher-

pfal-

pfalzen zu können. Die jungen und alten Schönherrchen erschöpften ihren ganzen Wiz, um diese Mode recht nach Würde loben zu können. Jeder sagte seiner Dulzinea mit Entzükken all die Reize vor, die ihr diese Mode mit magischer Kraft ertheilen wird, sobald sie darin erscheinet. Welche schmeichelhafte Lobeserhebungen erhielt die Frau von Stolzenpfau, die in Naturalibus häslicher, als die Fee Kollombre, war. Da hies es: meine gnädige Frau, die Mode läßt Ihnen aller — allerliebst. — O meine gnädige Frau, sie gleichen ganz einer Göttin darin; und einer, der da zeigen wollte, daß er was von Mithologie verstände, sagte ihr: Meine gnädige Frau, sie sehen darin so natürlich aus, wie ein — Centaur. Welches Vergnügen strömte durch alle Adern dieser Centaurischen Schönheit bei den schmeichelhaften Komplimenten, die ihr von allen Seiten von den luftreichen Herrn zugepumpt wurden! Was hätte ihr wohl für eine solche Wollust zu theuer sein können? Die verlorene Unschuld von vier Töchtern wäre dagegen eine Kleinigkeit gewesen. Hätten die guten Mädchen nach dem Erwachen der

Vernunft aus dem Taumel der Leidenschaft über die verlorene Tugend geseufzt, und den Augenblik beweint, wo die berauschten Sinne die Vernunftn betäubten, — (und wie viel Augenblike hat nicht ein Mädchen, worin sie, wacht nicht ein: zum Glük! über Tugend, dieselbe von Schifbruch retten kann?) — So würde sie ihnen gesagt haben: Schweiget, alberne Mädchen! Euer Verlust ist Kinderspiel gegen den Gewinst, welchen eure Mutter, indessen euch die Unschuld, ihrer Nachlässigkeit wegen geraubt wurde, gemacht hat. Seid ihr geschändet worden, so tröstet euch damit, daß das neumodische Kleid eurer Mutter gelobt wurde.

Da alles bemüht war, das Modekleid der gnädigen Frau zu loben, trat mein Onkel auch in das Zimmer. Die Frau von Stolzenpfau, die keinen aus der Assemblee entlassen wollte, eh er ihrem Kleid Weihrauch gestreut hatte, redete ihn an: " Was halten Sie, Chevalier von dieser Mode, die ich erst gestern von Paris erhielt, und die ausser mir — mit einem stolzen Blikke auf sich, und einem spotten-

den verächtlichen auf die Damen — noch keine Dame im ganzen Lande hat? Sagen Sie, wie kom' ich Ihnen darin vor?"

Mein Onkel ward durch diese Anrede, ohne welche er schwerlich die Frau von Stolzenpfau bemerket hätte, aufmerksam gemacht. — — Wie (indem er sie eine Weile betrachtete) — wie eine gepuzte Meerkaze, die man auf öffentlichen Markte fürs Geld zur Schau ausstellt." Ein lautes Gelächter scholl izt durch den ganzen Saal. Die gnädige Frau von Stolzenpfau ließ die Nasenspizze bis ans Unterkinn herabsinken, wie der Truthahn, wenn er sich zörnt. Da sich aber alle Damen durch diesen unartigen Vergleich beleidiget fanden: denn es war bei ihnen schon beschlossen sich den andern Tag diese Mode von Paris mit einem cito citissime zu verschreiben; so nahmen sie sich alle der Injurie an, die mein Onkel der wohl gnädigen Frau von Stolzenpfau zu sagen die Kühnheit hatte. Alle sprangen izt auf. Die Spieltische wurden umgestossen, die Karten und das Geld kollerten auf der Erde herum, mein Onkel wurde ganz

von

von ihnen umrungen, und bei nahe hätte er das nähmliche Schiksal gehabt, das Orpheus von den Bachantinnen erfuhr —' Wie, Chevalier von Lang-Ohr, Sie haben die Kühnheit, einer Dame öffentlich solche unverschämte Dinge zu sagen! — Als wenn man den Damen nicht eben so gut die Wahrheit sagen könnte, wie andern ehrlichen Geschöpfen, erwiederte mein Onkel. Glauben Sie mir, meine sehr Gnädigen, fuhr er fort, es würde Ihnen, es würde Ihrem ganzen Geschlechte überhaupt sehr gut behagen, das Ding, das man Wahrheit nennt, öfters zu hören. Sie würden nicht so abgeschmakte lächerliche, die menschliche Würde entehrende Thorheitn begehen; würden nicht, meine schöne gnädige Damen, so lieben Aefchen oder gedankenlosen Sommervögeln ähnlich sein; würden — — Wie unverschämt! wie rasend! schrien izt Herren und Damen. Wir glauben, Chevalier, Sie haben den Verstand verloren. Was können Sie mit Grund an unsrer Aufführung tadeln? — O sehr vieles, meine Gnädigen, wenn Sie Geduld haben können, mich, ohne mich zu unterbrechen, anzuhören."

hören. „ Lassen Sie hören! lassen Sie hören! Das wird was allerliebstes sein; darüber werden wir doch recht lachen können. Wir versichern Sie Chevalier, Sie nicht zu unterbrechen, wenn es nicht mit Lachen geschieht. Ha, ha, ha, ha! „

Wie unheilbar ist ihr Uibel, da Sie über die Wahrheit lachen können! Fast möcht ich izt schweigen; denn ich sehe, daß alles, was ich Ihnen über Ihre Thorheiten sagen kann, Sie nicht bessern werde. — — „ Ha, ha, ha! fängt es an zu stekken? Sehen Sie, guter Chevalier, sagen Sie lieber, Sie wissen nichts mit Grund an uns zu tadeln. „

Nun wenn Sie mich auffordern! — Wir wollen sehen. Betrachten Sie sich einmal mit Aufmerksamkeit, meine gnädigen Frauen! Sagen Sie selbst, ob die Männer, wenn sie Sie so handeln sehen, Unrecht haben, zu zweifeln: daß Sie vernünftige Geschöpfe — daß Sie Menschen sind? Mich wundert es in der That nicht, wenn man Sie nur für lebendige Maschinen, für tändelnde Spielpuppen hielt.

Den ganzen Tag beschäftigen Sie sich — nicht mit Ihrem Geiste, nein, nur mit der staubigten Hülle desselben. Sie sind nicht zufrieden mit der Gestalt, mit welcher sie aus den Händen des Schöpfers kommen; Sie wollen dem Meister seine Arbeit verbesseru: der Topf will sich schöner machen, als ihn der Töpfer gedrehet hat. Betrachten Sie sich, meine gnädige Frau (indem er sich an die Frau von Karmoisin wendet) betrachten Sie sich, wie Sie mit Ihrem übertünchten Gesichte bis zum ekelhaften aussehen! Soll das schön sein, meine Gnädige, daß Sie ein lebendiges Farbenbret sind, worauf roth und weis angemacht ist? Was meinen Sie wohl, was die Schminke in den Augen des Vernünftigen sei? Was Galgen und Rad auf den Wangen eines Bösewichtes. Ja, meine Gnädige, ein geschminktes Gesicht ist ein gebrandmarktes Gesicht. Schminke ist das Brandzeichen entweder ihrer Laster und Ausschweifungen, welche die natürliche Farbe von ihren Wangen aufgezehrt haben, und die sie izt unter erborgten verhüllen wollen, damit niemand darauf die Larve des

Lasters sehen könne; oder ihrer Thorheit, da Sie das durch die Kunst erzwingen wollen, was Sie von der Natur nicht erhalten haben. Die Schminke ziert Sie also nicht, sondern sie schändet Sie. Und nun was ist die Absicht des Schminkens? Um schön zu scheinen; um die Augen der Männer auf sich zu ziehen; um zu zeigen, daß das Gesicht einer Kokette, oder H*** zugehört. Verzeihen Sie, meine Gnädige, daß ich so frey bin, das zu sagen; aber es ist Wahrheit; und Wahrheit schmekt besser, als Gefrorenes, oder soll wenigstens besser schmekken.

Um zu gefallen ist also die Absicht des Schminkens. Nun wem? Was dadurch reizen wollen? Den Geist? ihm gefällt nicht das ausserliche; ihn reizt weder Farbe, noch Schönheit des Körpers, sondern Vorzüge seines ihm ähnlichen Wesens. Was ihm nicht homogen ist, gefällt ihm auch nicht; so wie die Sinne nicht durch die Vorzüge des Geistes gereizt werden. Also nur den Sinnen zu gefallen, diese zu reizen, Begierden zu erwekken, und auch — zu befriedigen.

Oder

Oder behaupte ich zu viel? Warum bestreben Sie sich so sehr, die Begierden zu erwekken, wenn Sie sie nicht auch befriedigen wollten? Ein geschminktes Frauenzimmer entsagt öffentlich aller Zucht und Ehrbarkeit. Sie hangt den Schild auf ihren Wangen aus, welcher allen Männern zuruft: hierher, ihr Herrn, wenn ihr kaufen wollt — meine Tugend! Ja meine Gnädige, ich sehe nie ein geschminktes Frauenzimmer, ohne meinen Glauben an ihre Zucht und Keuschheit zu verlieren. Ich kann mich bei einigen täuschen; zu gestanden! aber darauf will ich wetten, daß gegen eine geschminkte tugendhafte Frau, tausend geschminkte Buhlschwestern sind, denen ihre Tugend eben so feil ist, als den Krämern der Karmin, mit dem sie ihre Wangen bekleistern. Sagen Sie nun, ist diese Ihre Malerkunst nicht abgeschmakt, schändlich, sich selbst und Gott entehrend, den Sie dadurch eines Fehlers beschuldigen, als hätte er Sie unvollkommen gebildet, da doch das häslichste Gesicht — wie es nur ein Thor so nennen kann! in seiner Art vollkommen ist.

Und was glauben Sie meine Gnädige, (redete er izt die Frau von Dogfull an) die Sie nie einen Schritt aus Ihrem Hause thun, ohne von einem halben Duzend Hunden begleitet zu werden? Und Sie alle meine gnädige Damen, welche Spaziergänge, Gesellschaften, Theater, ja selbst die Kirchen mit einem Hündchen auf der Hand besuchen, was glauben Sie, daß ein vernünftiges ausländisches Geschöpf von Ihnen denken muß, wenn es Sie in der Gesellschaft Ihrer Hunde sieht? Sie erweisen ihnen so viele Zärtlichkeiten, ohnmächteln bey dem geringsten wehmüthigen Winseln derselben, und mishandeln, hat irgend ein Bedienter, oder eine Zofe das Unglük, das liebe Herzchen der gnädigen Frau zu beleidigen, diese arme Dienstbotten so sehr, als wenn sie weniger noch, als Hunde wären. Muß man sie nicht für Närrinnen — das leidentlichste, was man denken kann, — oder gar für Unmenschen halten? Es ist Pflicht, jedes lebende Geschöpfe zu lieben, es ohne Ursache nicht zu beleidigen; aber es höher schäzzen, als ein Geschöpf meiner Gattung, ist unnatürliche Thorheit.

Sie, die die Natur zu Müttern gemacht hat, schämen sich, ihr Kind auf der Hand zu tragen; nicht einmal zu Hause nehmen Sie es auf, um das unschuldige Geschöpf zu stillen, das mit Weinen Sie zur Hülfe auffordert; und Sie schämen sich nicht einen Hund stets auf Ihrem Schoße ruhen zu lassen, worauf Sie Ihrem Kinde, daß Sie in diesem Schoße getragen haben, die Ruhe versagen. Sie schämen sich nicht das Hündchen auf ihren Händen überall herum zu führen; und halten es für eine Schande diese Hände ihrem Kinde, Blut von Ihrem Blute, Fleisch von Ihrem Fleische, zu unterlegen. Sie verbannen es von Ihnen ins vierte, fünfte Zimmer; überlassen es der Sorge fremder fürs Geld gedungener, gewinnsüchtiger Miethlinge, und die Sorge für Ihren Hund ist Ihre Selbstbeschäftigung. Er empfängt aus Ihren Händen seine Speise, und schläft in Ihrem Bette. Die Natur hat einen grossen Fehler begangen. Sie hätte Sie, statt Mütter von Menschen, Hundemütter werden lassen sollen; wenigstens würde da die Liebe zu Ihren Hunden durch den

Trieb,

Trieb, dem die Natur unsern Herzen gegen die Geschöpfe, die wir hervorbringen, einflößt, entschuldiget werden können.

„Impertinent! schrieen die Damen.“

Und Sie wohlgesporntes Fräulein v. Horslove, die Sie gestiefelt überall eintreten. Von Trott, Galop, Kariere troz dem besten Kürassier sprechen, und mit verhengten Zügel wie ein flüchtiger Hussar daher sprengen, glauben Sie wohl, daß diese männliche Uibung Ihnen anständig, Ihrem Geschlechte angemessen, und nüzlich sei? Geschiklichkeit ist allerdings eine empfehlende Sache; aber in Dingen, die sich für uns schikken, die unserm Stande angemessen sind. Die Natur hat Sie zum Weibe, nicht zum Manne geschaffen. Weibliche, nicht männliche Geschiklichkeit, gehört für Sie. Ihre Beschäftigungen müssen Ihrem Geschlechte angemessen sein. Verstehen Sie was von häuslichen Geschäften? Wissen Sie was von weiblichen Arbeiten? Solche Kenntnisse sind für Sie, nicht die der Reitschule. Lernen Sie die

Kunst,

Kunst, eine vernünftige Gattin, und rechtschaffene Mutter zu sein! Lernen Sie, wie Sei Ihre Kinder erziehen sollen; aber nicht, wie ein Pferd zu lenken, zu bändigen sei!

Glauben Sie nicht, meine Gnädigen, daß Ihre Geschiklichkeit im Reiten sie ehre. Es ist eben so abgeschmakt lächerlich, wenn ein Frauenzimmer zu Pferde sizt, als es dem männlichen Geschlechte allerliebst zusteht, wenn es mit dem Fächer in der Hand über die Gassen langsam daherfüsselt. *) Warum ziehen Sie nicht auch in den Krieg? Warum lernen Sie nicht lieber exerzieren, als nähen, wenn Sie Mañ und nicht Weib sein wollen? Sehen Sie, mei-

*) Wahrlich, ich mag lieber ein Weib umgürtet mit einem Schwerte auf einem Pferde durch die Strassen trottiren sehen als unsre jungen Herrchen mit Fächern in den Händen auf den Gassen und Spaziergängen einherzukkeln. Wenn sich das Schwache emporschwingen will zum Starken, so ist es noch zu entschuldigen; aber wenn das Starke zum Schwachen her-

meine Heldinnen, Ziehen Sie zu Felde! Nehmen Sie, statt der Nähnadel, das Schwerd in die Hand! Lernen Sie, statt ihre häusliche Geschäfte zu ordnen, wie Sie Armeen kommandiren sollen. Reden Sie nicht mehr vom Kochen, Filetarbeiten, Nähen, Strikken, u d. gl Lassen Sie die Männer davon sprechen, die ohnehin mehr davon, als von männlichen Geschäften wissen, und reden Sie künftighin nur von Kontreskarpen, Bollwerken, Stükbeeten, Laufgräben, Minen, Schanzkörben, Schlachtordnung, Defiliren, Deploiren, Chargiren, angreifen, reteriren, und — plündern.

Frei-

herabsinkt — Wo ist ein Wort, welches diese Schande ausdrükt? Warum vergessen wir so sehr alles, was männlich ist? Ich glaube, die beiden Geschlechter haben einen Tausch mit sammen getroffen. Der Mann gab dem Weibe den Hut, dieses ihm den Fächer, und mit selben alle weibliche Schwachheiten. Weh uns! wenn das Tauschen so fortgeht! Wir müssen zulezt noch Kindbetterinnen werden, wenn anders die liebe Natur diesen Tausch zuläßt. A. d. H.

Freilich ist das Reiten bei Ihnen nur Zeitvertreib. Aber haben Sie keinen andern, Ihnen angemessenern? Müssen Sie just diesen wählen, der ihrer Gesundheit schadet, die Zucht beleidiget, und Ihre Tugend der Gefahr aussezt — zu stürzen? Wahr ist es, Ihre Reitkleidung ist allerliebst. Sie ist wirklich ehrbarer, als ihre andere Trachten, die den halben Theil Ihres Körpers jedem lüsternen Auge zur Schau ausstellt, wie der Tabeletkrämer seine Waare. Aber können Sie diese Kleidung nicht auch tragen, ohne zu reiten? Treten Sie immer im habit d'Amazonne auf; aber nur zu Fuß! Sie werden in dieser Tracht ein Muster der Ehrbarkeit sein. Lassen Sie jene unzüchtige Tracht den geilen Buhldirnen über, welche die Kaufiustigen ihrer Keuschheit dadurch zu lokken suchen.

"Alle" Er raset! ja ja er raset!"

Und nun Sie meine Gnädige von Stolzenpfau, die sie sich mit Ihrer Parisermode brüsten, wie der Affe in der Parükke, sagen Sie, es ist nicht die größte Thor-

heit

heit unter allen den Thorheiten, welche die Menschen so reichlich vor andern Thieren besizzen, auf die Fantasie eines Schneiders, oder einer Puzhändlerin stolz zu sein? Ist der Schnit des Kleides dasjenige, was den Menschen Verdienste geben kann? Sollten die Menschen nicht, so oft sie ihre Kleider, das Zeichen ihrer Armut, ansehen, sich erinnern, daß sie die armseligsten Geschöpfe auf Gotteserdboden sind. Sie haben ein Bedürfnis, welches alle andre Geschöpfe entbehren können. Um ihre Blösse zu dekken, müssen sie vom Thiere ausborgen, oder — rauben, was dieses überflüssig hat. Ihre Kleider sind also geborgtes oder gestohlenes Gut. Glauben Sie mir, meine Gnädige, wir Esel haben einen grossen Vorzug vor den Menschen: Der ärmste unter uns kommt reicher auf die Welt, als der größte Fürst. Wie ist es erniedrigend für den Menschen, daß er seine Vorzüge von der Raupe, sein Verdienst, seinen Werth aus dem Schoose der Berge erhaltet. So oft ich eine Dame in seidenem Prunk mit stolzer Mine daher steigen sehe, oder ein Mannsporträtchen in feinem englischen Tuche mit gol-

denen Tressen besezt einherfaseln, da denk ich bei der ersten immer: Sieh da einen Wurm der sich eingesponnen hat, und in seiner Puppe stolz thut, weil sie glänzend ist, wenn er sich aber durchbricht ein häslicher Schmetterling ist; und bei dem andern denk ich: welch ein dummes Schaf stekt hier in erborgter Schafswolle, das sich die Larve eines Menschens erborgte, um die andern Schöpsen zu hintergehen, daß sie glauben, der dumme Schafskopf sei ein wirklicher Menschenkopf.

Auf Kleider stolz sein, ist das lächerlichste. Wollen Sie einen Beweis von dieser Wahrheit haben? Ich will ihnen einen solchen geben, daß sie selbst werden gestehen müssen, ich habe Recht.

O thun Sie das Chevalier, thun sie das! rief eine alte Dame, die sich in ihrem altmodischen Reifrokke aufblähte.

Mein Onkel. Wollen Sie wohl die Gnade haben, mir auf einige Minuten ihr Pariser-Kleid zu leihen, meine gnädige Frau von Stolzenpfau.

Fr. v. Stol. Sind sie rasend? Ich mich hier entkleiden!

M. O. Nur auf einige Minuten. Hier ist ein Nebenzimmer, und indessen können Sie eine lange Saloppe umschlagen.

(Ein junges Herrchen in einem gestikten Kleide.) Ha, ha! ich errathe, warum der Chevalier das Kleid der gnädigen Frau haben will. Er stokt mit seinem Beweise, und darum nahm er auf einmal die Wendung vom Beweis seiner unwidersprechlichen Wahrheit zum Ausziehen.

M. O. (Etwas verlegen, aber nur zum Schein.) Errathen junger Herr.

Der junge Herrchen. Und was wollen Sie mit dem Kleide?

M. O. Es soll mein Beweis sein.

Alle. Ha, ha, ha! O geschwind ziehen Sie sich aus, gnädige Frau! Ein Kleid, Sein Beweis, ein allerliebster Philosoph

losoph So geht's, wenn man alles tadeln will. Zu lezt kommt man mit seinen Gründen nicht auf, und bleibt mit Schande stekken.

M. O. Ich habe gewonnen, so lange ich das Kleid nicht habe.

Alle baten izt die Gnädige von Stolzenpfau, ihnen das Vergnügen zu machen, über den Chevalier lachen zu können. Die Dame gab ihren Bitten nach, ging in ein Nebenzimmer, und überlies dem Chevalier ihr Kleid mit dem nachdrüklichen Befehl, ja nichts daran zu verderben.

Mein Onkel entfernte sich.

Die Frau vom Hause hatte einen Orang Outang, diesen kleidete er an und führte ihn also gepuzzet der Gesellschaft auf.

Alle. Was machen sie Chevalier?

M. O. Führt den Orang Outang zum Spiegel. Wen sehen Sie darin,

meine Gnädigen?

Die Damen. Närrische Frage! — Einen Affen.

M. O. Und wenn nun dieser mit dem Kleide nach neuester Pariser Art gepuzte Affe stolz darauf wäre, sich mehr zu sein dünkte, als Sie, meine Gnädigen, würden Sie nicht über ihn lachen?

Alle sahen sich beschämt an und schwiegen.

M. O. Würden Sie nicht sagen: der Affe bleibt doch nur ein Affe, er mag ohne Kleider, oder noch so prächtig gepuzt seine possirlichen Sprünge machen. Dieser Affe mag hundertmal in Spiegel sehen, er wird doch nur immer sein Affengesicht darin erblikken; und ist der gepuzte Mensch ohne sonstige Verdienste was anders, als ein Affe?

Die Damen untereinander. Impertinent grob!

M. O. (Hörte zwar was die Damen sagten, schien aber, es nicht gehört zu haben) Sie bilden sich ein, meine Gnädigen, die ganze Welt zu beherrschen!, und sind doch selbst die grösten Sklavinnen. Jeder Schneider, Friseur, jede Puzkrämerin zu Paris sind, Ihre Hochgebietendeste Herrn. Diesen darf es in dem Paroxismus ihres Tollsinns einfallen, mit Ihnen ein Narrenstük aufzuführen, so sind Sie auf dem ersten Wink bereit, jede Rolle anzunehmen, die diese Direkteurs der Narrheit Ihnen anbieten. Kopf, Haar, Leib und Fus hängen von dem Willen Ihrer Beherrscher ab. Der gnädigstgebietenden Haubenmacherin fällt es ein, hochköpfigte Närrinnen zu sehen: schnell ertheilt sie ihren Sklavinnen in Teutschland den Befehl, diesen ihren Willen aufs genaueste zu vollziehen, und babilonische Thürme steigen auf den Köpfen der Fürstinnen, Gräfinnen, Baroninnen et cätera empor. Morgen träumt die Haubenkönigin zu Paris, niedrige Köpfe zu sehen. Die Kouriere werden abgeschikt, die Thürme fallen zusammen, und ein niedrer Flor dekt die Ebene, worauf gestern egiptische Piramiden standen.

Der Hochgebietendeste Schneider verfährt auf gleiche Art. Friseur und Schuster üben die nämliche Gewalt aus; und alle lachen über die Narren und Närrinnen Teutschlands, die ihnen schweres Geld für die Gnade, Teutschlands Männer und Frauen zum Besten zu haben, zahlen.

Mein Onkel schwieg izt, und die Damen, welche sich vorgenommen hatten, rechtschaffen über meines Onkels Geschwäz zu lachen, — lachten nicht; sondern schlichen sich davon, und ließen meinen Onkel allein.

Sieh, sagte mein Onkel, als er allein war, die Wahrheit hat so viel Gewalt selbst über die Herzen der Narren und Lasterhaften, daß diese sie mit Ehrfurcht, wenn gleich nicht mit Liebe, hören müssen: ihre Gegenwart flößt allen eine tiefe Ehrerbietigkeit ein. Indem traten ein Paar Kavaliere zu ihm, ihm einen derben Verweis zu geben, den Damen so sehr beleidigende Wahrheiten gesagt zu haben. In der That kann ich dies auch meinem viel theuren Onkel nicht

ver=

verzeihen. Es ist nichts unhöflicheres, als einem Geschlechte, das so sehr an die zierliche, süsse, schmakhafte Schmeicheleien gewöhnt ist, die bittere, trokne Wahrheit zu sagen, welche für seinen Gaumen so unangenehm, und für seinen Magen so unverdaulich ist. Meine Leser werden es auch leicht einsehen, daß nur ein Esel zu so was fähig ist; denn — welcher Mensch traut sich, die Wahrheit zu sagen?

„Ei, ei, Herr Chevalier, sagten die Kavaliere, Sie haben einen grossen Fehler begangen. So sehr aller Etiquette zu vergessen! Damen die häsliche Wahrheit zu sagen ist wider alle Lebensart. Im Lande der Esel mag so was Sitte sein; aber bei den Menschen ist das der gröbste Fehler.“

Mein Onkel, da er schon einmal den Schranken behauptet hatte, war gleich bereit, sich mit den Kavalieren herum zu tummeln, und seine Lanze mit ihnen zu brechen. Warum, meine Herrn, sagte er, warum? Sind Ihre Damen nicht

auch Menschen, für welche die Göttin Wahrheit eine eben so laute Stimme hat, als für die Männer? Soll dies Geschlecht nichts, als schädliche Schmeicheleien hören, wodurch es noch mehr in seiner Schwäche und in seinen Thorheiten gestärkt wird? Ist das bei Ihnen Sitte, denn wunderts mich nicht, daß Ihre Damen und Mädchen Närrinnen sind, sondern, daß sie es nicht noch mehr sind; und ich finde, daß da das schöne Geschlecht zu entschuldigen ist. Die Schande fällt auf Sie meine Herrn. Würden Sie nicht so viel leeres, faselndes, abgeschmaktes, lächerliches Zeug in Ihrem Betragen gegen das Frauenzimmer blikken lassen; würden Sie nicht ihre Thorheiten loben, ihre Fehler und Laster Tugend nennen, nicht auf die feurigen Augen, rosenfarbne Wangen, rothe Lippen, schlanken Wuchs, weisse Hände, niedlichen Füsse Oden und Sonaten machen; würden Sie das Frauenzimmer fühlen lassen, daß Sie nicht für welkbare Reize; sondern für die Schönheit der Seele, und Güte des Herzens fühlbar sind; so zweifle ich, ob das schöne Geschlecht nicht

eben so sehr trachten würde, seine Seele auszuschmükken, als es izt für den Puz des Körpers besorgt ist. Würden Sie selbst, meine Herrn, mehr männliches in Ihrem Betragen äussern, so hätten die Schönen mehr Ehrfurcht für Sie, und würden trachten, nicht durch Thorheiten, sondern durch Tugend und Verstand die Herrschaft über Sie zu erlangen. Aber sind Sie nicht selbst die stärksten Bewunderer weiblicher Schwachheiten? Besizzen Sie nicht selbst mehr Unsinn und Laster, als Verstand und Tugend? Was Wunder, wenn das schöne Geschlecht sich bemüht, ihnen ähnlich zu werden! wenn es trachtet, nur solche Reize zu erhalten, für welche die Herrn Weibmänner so empfindsam sind. Kann bei all Ihren Schmeicheleien das Mädchen sich erwehren, stolz zu sein, da Sie es darauf anlegen, ihren Stolz anzufachen, und zu nähren?

„Aber dieses thun wir nur, um dann über die leichtgläubigen Thörinnen zu spotten.“

Schön! sehr schön! das heist: Sie spotten noch mehr über sich selbst. Ich kann nur des Schwächern spotten. Sie aber sind viel schwächer, als das weibliche Geschlecht. Sie lassen sich von ihm beherrschen. Ein Wink von ihm, und Sie seufzen zu seinen Füssen, wie der niedrigste Sklave; begehen tausend Thorheiten, um den Beifal eines Mädchens zu erhaschen; Sie sind also schwächer. Der stärkere herrscht. Wenn Sie über das schöne Geschlecht spotten, so spotten Sie über sich selbst; wenn Sie es verachten, so verachten Sie sich selbst. Das Frauenzimmer kann ruhig bei Ihren Spöttereien bleiben, so lange es Sie durch einen Blik in hunderterlei Gestalten verwandeln kann, und es hat tausend Waffen, sich an Ihnen für den Spot zu rächen.

Die Kavaliere fanden vor gut, meinen Onkel — nicht zu antworten. Sie schlichen sich langsam aus dem Schranken, und liessen ihn allein.

Vergnügt über diesem Sieg, den mein

Onkel

Onkel glaubte davon getragen zu haben, saß er eine lange Pause in Selbstgefälligkeit über seine Weisheit, die so ritterlich gefochten hatte. Aber mit einem Male fiel es ihm ein, daß er hier am Hofe sein Glük durch die Damen machen wollte, und da erinnerte er sich zugleich des Raths, den ihm Giuseppo auf den Weg mitgegeben hatte. Er fühlte izt wie sehr er mit aller seiner Weisheit gewaltig wieder die hochgepriesene Klugheitsregel gefehlet habe. Sieh da, murmelte er zwischen den Zähnen, das war wieder ein gewaltiger Boksprung, den du gemacht hast! Wie konntest du glauben, die Menschen hören die Wahrheit, um ihr zu folgen? Ein schöner Glaube! Sie hören sie, um darüber zu spotten, oder um höchstens, — wenn sie nicht ganz blind sind — das Schöne der Wahrheit zu loben, ihre Stimme für wohltönend zu halten, und — nichts weniger, als nach der Wahrheit zu handeln. Welchen Dank wirst du also davon haben? Der Dank des Wahrheitsprediger sind Kerker, Eisen, und — Tod. Hättest du dich um die Thorheit der Damen unbekümmert

gezeiget. Was schiert das dich, ob die Menschen Narren sind, oder nicht? Sie zu bessern ist verlorne Mühe, dazu sind sie schon zu verdorben. Haben Sie nicht gelehrte Männer genug, die sich die Finger lahm schreiben? Was richten sie aus? Lassen sie die Wahrheit in ihrer Sanftmut einhertreten, so wird sie gespottet; geben sie ihr eine Geisel in die Hand, so jagen die Menschen die Wahrheit und ihre Priester zum Lande hinaus, oder sperren sie ein.

Dieser Gedanken machte meinen Onkel ganz niedergeschlagen. Er schlich traurig aus dem Saal, und dachte: hätte mei= Thorheit nur diesmal keine üble Folgen, gewis: — 'Ssolte nicht mehr geschehen!

Zehntes Kapitel.

Unvermutethete Eroberung. Glükliche Aussicht für meinen Onkel.

In der Gesellschaft, wo sich mein Onkel bei den Damen und Herren so schlecht empfahl, war auch die Gräfin von Funkenberg, die Geliebte des Königs. Ohngeachtet der Sottisen, die der blaue Esel den Damen gesagte, nahm ihn die gnädige Gräfin in Affekzion, und beschlos, da sie einige seiner Umstände von der Gräfin von Thorenfeld vernommen hatte, sein Glük, so viel es von ihr abhänge, zu machen.

Ein Vorzug, den, wie man sagt, die Esel vor allen Geschöpfen nur allein im höchsten Grade besizzen sollen, erwarb meinem Onkel ihre Gunst. Die Gräfin, welche Verdienste zu unterscheiden, und zu belohnen wuste, war für diese Gattung von Verdiensten so ausserordentlich einge-

genommen, daß sie, wenn man sie nachdrüklich davon überzeugte, alles anwandte, um es mit königlicher Grosmuth zu belohnen; man nannte sie auch deswegen die Beschüzzerin des grossen Verdienstes.

Morgen des andern Tages, ehe noch mein Onkel das Bette verlassen hatte, wartete im Vorzimmer der Läufer der Gräfin von Funkenberg, um ihn zu seiner gnädigen Herrschaft einzuladen. Mein Onkel eilte, so viel, als möglich, und trat, von mancherlei Gedanken, was diese Einladung zu bedeuten habe? herum getrieben, so bald er angesagt war, ins Zimmer. Die Gräfin empfing ihn in ihrem Schlafgemach sehr freundlich, und weil aus Versehen der Kammerzofe alle Stühle mit den Kleidern belegt waren, so sezte sie sich aufs Ruhebette, und lies den blauen Esel neben ihr Plaz nehmen. Es war ein schwüler Morgen, die Gräfin in Negligee; doch war ihr Busen mit florentinischem Gaze bedekt.

Gr. Sie suchen an unserm Hofe anzukommen?

M. O. Es ist mein Wunsch.

Gr. Man hat Sie an die Gräfin von Thorenfeld angewiesen?

M. O. Mylord D*** that es.

Gr. Es ist wahr, die Thorenfeld hat einiges Ansehen bei Hof; aber ich zweifle, ob es so gros ist, daß ihre Protekzion Ihnen nuzzen kann.

M. O. Dann ist meine Hofnung verloren.

Gr. (Ihm zärtlich das Kinn streichelnd) Nicht ganz lieber Chevalier! Sie haben einen grossen — wie überhaupt Ihr Geschlecht einzig hierin ist — Sie haben einen grossen Vorzug.

M. O. Was ich in der That nicht wüste, gnädigste Gräfin!

Gr. Sie sind zu bescheiden.

M. O. Es ist meine Art nicht, meine

ne Vorzüge weder zu vergrössern, noch zu verkleinern. Ich weis zu gut, daß ich vom Geschlechte der Esel bin.

Gr. Ach, lieber Chevalier! man muß Ihrem Geschlechte hierin Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

M. O. Ich wüste nicht, warum ein Esel einen grössern Vorzug haben sollte, als die Menschen.

Gr. (lächelnd.) Davon können nur die Weiber am besten urtheilen.

M. O. Ich will nicht widersprechen gnädige Frau.

Gr. Und eben dieses Vorzugswegen will ich Sie in Schuz nehmen. (Ihn nach der Seite freundlich anblikkend) — Wenn Sie mich davon überzeugen.

M. O. (Neigte seine Ohren.) Ich will mir alle Mühe geben.

Gr. Ich vermag sehr viel über den

König. Ich verspreche Ihnen, daß seine Majestät Sie noch heute sprechen, und zu einer ansehnlichen Ehrenstelle befördern soll.

M. O. Wie werde ich mich für diese Gnade, gnädigste Gräfin, genug dankbar bezeugen können.

Gr. Ihr grosses Verdienst, wird stets für mich Belohnung genug sein.

M. O. Wollte der Himmel es wäre so groß, daß es würdig ihrer Erwartung entspreche.

Gr. Sie können mich auf der Stelle davon überzeugen, ob ich mich an der Grösse desselben geirret habe. — Hier—

Die Kammerzofe trat ein. „Gnädige Frau! Der Herr Graf ihr Gemahl"

Gr. (verdrüßlich.) Was will er ¿

Zofe Auf Ihrem Zimmer frühstükken. Er kommt eben.

Gr. (Noch verdrüslicher.) Wie gekhaft! (freündlich zum blauen Esel) Ein andersmal lieber Chevalier. Indessen verlassen sie sich auf mein Wort. Ich rede noch heute Ihrentwegen mit dem König. à Dieu:

Elf=

Elftes Kapitel.

Audienz. Der blaue Esel gefält seiner Majestät.

Die Gräfin hielt Wort. Der König besuchte Sie Morgens gegen 10 Uhr, um in ihrem Umgange von den Staatsgeschäften auszuruhen. Man sprach verschiedenes, bis die Rede auf meinen Onkel kam. Die Gräfin sprach so vortheilhaft von ihm, strich seine Verdienste, und den grossen Vorzug, den er vor allen Ministern und Räthen seiner Majestät habe, so sehr heraus, lag dem Könige so dringend an, ihn ans Staatsruder zu stellen, daß er ihr es zugesagte.

Gr. Euer Majestät wollen also auf mein Fürwort —

K. Nicht auf ihr Fürwort, liebste Gräfin, sondern, wenn ich ihn tauglich

finde, wo anzustellen; aber bis izt weis ich noch nicht, wozu er Geschiklichkeit hat.

Gr. Bei der Staatskanzelei, Euer Majestät.

K. Wo denken Sie hin? Wenn er kein Esel wäre; aber —

Gr. Er ist keiner von den gemeinen Eseln, und wie viel haben euer Majestät nicht schon angestellt?

K. Auch wahr, liebe Gräfin! wenn ich ihn nur brauchen kann. Sie wissen auf blosse Empfehlung kommt es bei mir nicht an. Indessen will ich ihn sprechen. Heute Nachmittag um drei Uhr.

Seine Majestät wollten nicht, daß man von Ihnen glauben sollte, die Empfehlung eines Unterroks vermögen etwas über Sie, indessen aber wurden Sie wirklich so sehr von den Unterrökken beherrscht, daß Sie alles thaten was diese forderten. Bei einige mußt' es freilich den Schein haben, als wenn es nicht aus besonderer Achtung

für die Empfehlung geschehe. Um dies Seiner Majestät zu überreden, brauchte es nichts weiter, als Sie glauben zu machen, Sie thäten es nach hoch dero eigener Einsicht und freier Willkühr, und da war es gar nicht schwer, Sie bei der Nase zu ergreifen und hinzuführen, wohin man wollte.

Kaum verließ der König die Gräfin als sie zu meinem Onkel schikte, und ihm sagen lies, sich Nachmittag um 3 Uhr bei Seiner Majestät einzufinden. In einem kleinen Billetchen, das ihm der Läufer übergab, schrieb sie diese aufmunternde Worte: „Sie können ganz gewis versichert sein, das Ihr Glük bei Hof gemacht ist. Ich zweifle nicht, daß meine Empfehlung alles über den König vermag; nur lassen Sie sich nichts davon merken; sondern leiten Sie es so ein, daß Seine Majestät glauben, Sie blos Ihres Verdienstes wegen befördert zu haben. Lassen Sie also immer die Worte: „Der Ruf, welcher von Euer Majestät in allen Lande verschallet, daß höchst dieselben nur auf das Verdienst ohne Unterschied des Standes, und nicht auf die Person oder die

Empfehlung. sehen', hat mich u. s. w.„ die ersten sein, mit welchen Sie den König anreden! Sie werden es zwar nicht glauben, aber die Erfahrung wird es Sie lehren, von welchem Nuzzen es ist, wenn man Königen mit grosser Weisheit, Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit schmeichelt, und wenn man sie zu überreden sucht, daß man sie im Auslande für alles das wirklich hält. Sie sind dann oft einmal des Jahres, zwar nicht weise — aber doch unpartheiisch und gerecht. Sobald Sie seine Majestät gesprochen haben, so erwarte ich Sie bei mir, um mich mit Ihnen über ihr Glük zu freuen; finde ich dann, mich in Ihneu nicht getäuscht zu haben, so können Sie meines ganzen Schuzzes versichert sein.„

Mein Onkel machte ein Paar Seitensprünge vor Freuden, als er das Billetchen las. Er erwartete mit Ungedult die Stunde wo er seine Ohren vor Seiner Majestät neigen sollte; und er, der sonst dawider geeifert hatte, wenn die Menschen den Lauf der Zeit zu beschleunigen suchten, wünschte ihr izt Adlersflügel.

Da der Ausbruch der ersten Freude sich legte, überfiel ihn eine gewisse Bangigkeit. Er hatte sich von Königen und Fürsten einen so erhabenen Begrif gemacht, daß er izt zitterte, wenn er dachte, daß er sich dem Ersten, und folglich auch dem grösten aus vielen Millionen Menschen nähern solle. Ein König war in seinen Augen keiner der gewöhnlichen Menschen. Er glaubte in dessen Minen die Würde eines Gottes, in den Blikken, die Majestät der Sonne, und in seinem ganzen äusserlichen Betragen etwas ausserordentliches nur der Gottheit allein Eigenes zu finden. Einem solchen erhabenen Wesen sollte er sich nun vorstellen; er ein Esel, sollte gewürdiget werden, seine Augen zu ihm zu erheben! Wird er seine Ohren, seine Forderfüsse tief genug vor der Majestät neigen können? Diese und manche derlei Gedanken stiegen in seiner Seele auf, und erregten beinahe den Wunsch in ihm — sich hundert Meilen von dem gekrönten Halbgotte entfernen zu können.

Schlich ihm zuvor die Zeit mit Schnekkenschritten fort, so schien es ihm nun,

als wenn Sie auf den schnellen Fittigen der Winde forteilte. Jede Minute, die sein Zeiger vorrükte, preste, sein Herz enger zusammen; und als die lezte verflossen war, fuhr Todesschauder durch alle seine Glieder. Blas, und mit furchtsam schwankenden Schritten schlepte er sich in den Palast, und seine Angst verdoppelte sich, je näher er demselben kam. Meine menschlichen Leser werden nicht begreifen können, wie es möglich war, daß mein viel werther Onkel vor einem Könige so gar sehr zittern konnte? Aber diese meine Leser geruhen gütigst zu bedenken, daß mein Onkel — ein Esel war, und daß die Esel—vor Königen erzittern müssen.

Endlich langte mein Onkel, eine Viertelstunde später, als ihm die Zeit bestimt war, im Pallaste an. Vierzig bärtige mit Spissen und langen Haudegen bewafnete Kerls vertraten ihm den Eintrit. Es war die Wache des Königs. Der König wird bewacht; dachte mein Onkel, und dies veränderte mit einem Male seinen Begrif, den er von gekrönten Menschen hatte. Er

glaub-

glaubte nun, daß Sie mit der Gottheit nichts ähinliches haben könnten, da sie gezwungen wären, sich bewachen zu lassen. Wären sie gütig, gerecht, weise und mächtig, wie Gottheiten es sind, wozu bedürften sie der Wache? diese Idee schwand; aber es drängte sich eine andere statt dieser auf, die richtiger war: er glaubte, sie sind — — —

Nachdem er sich nun durch die fürchterlichen Bärte, Spiesse und Degen durch gedrungen hatte, kam er in die Antichamber Seiner Majestät. Vier junge galante Herrn mit goldenen Schlüsseln ober der rechten Roktasche spazirten sehr gravitätisch darin auf und ab. Sie erblikken meinen Onkel, und fragten ihn: wer er wäre, und was er wollte? „Seine Majestät haben mich hieher bestellet„ stotterte er zitternd heraus; denn er fürchtete, weil es eine Viertelstunde schon später wäre, einen grossen Fehler begangen zu haben.

Erster Kammerher. Der König hat sich noch nicht nach Ihnen erkundiget.

Wollen Sie nicht die Güte haben, Seiner Majestät zu sagen, daß ich nun hier sey.

Zweiter Kammerher. Wir dürfen nicht eher ins Gemach als bis geläutet wird.

M. D. Und wann läuten Seine Majestät gewöhnlich?

Dritter Kammerher. Wenn es Ihnen beliebt an der Schelle zu ziehen! (lachend.)

M. D. (bei sich selbst) Was Kammerherrn wizzig sind! Zum Glük für meinen Onkel fiel es Seiner Majestät ein, daß sie sich noch nicht nach Tische um dero Affen erkundiget haben. Sie rissen sehr stark an der Glokke, und der Kammerherr flog in das Zimmer des Königs. In zwoen Minuten kam er wieder heraus. „Haben Seine Majestät nach mir gefragt?„ Nein, sondern nach dero Affen; aber ich will mir die Freiheit nehmen, Seine Majestät allerunterthänigst zu erinnern, daß Dieselben Sie bestellet haben.

ben. Sobald die Kundschaft von dem königlichen Affen eingezogen ward, kniebükkekte der Kammerherr wieder hinein, um Seiner Majestät zu sagen, daß hochdero Affe im besten Wohlsein sich befände, und zugleich Dero von den vielen Staatsgeschäften überlastetes Gedächtniß an den blauen Esel zu erinnern. Der König besann sich darauf, und befahl ihn vorzulassen. Der Kammerherr öfnete die Thüre, und gab meinem Onkel durch einen Wink zu verstehen, daß es Seiner Majestät gelegen sei, ihm Audienz zu ertheilen.

Mit gesenktem Haupte nnd tief geneigten Ohren trat mein Onkel hinein, fiel auf seine Forderfüsse, und berührte die Füsse Seiner Majestät mit seiner Zunge. Der König befahl ihn aufzustehen, Mein Onkel gehorchte, aber seine Ohren zu spizzen und sein Haupt zu erheben traute er sich nicht.

K. Die Gräfin von Funkenberg hat mir von Ihnen gesagt: Kennen Sie diese Dame?

M. O. Vor Furcht und Angst stotternd J — a Euer Majestät.

K. Sie hat mir Ihre Vorzüge angerühmt!

M. O. (Noch immer so verlegen wie es bei einem Esel ganz natürlich war.) J — a Euer Majestät.

K. Ich halte Sie für fähig zu meinen Diensten.

M. O. (Wagte es indessen, da er die Stimme des Königs, wie eine gewöhnliche Menschenstimme fand, seinen Blik zu erheben, und sah, daß der König nichts mehr, und nichts anders, als eine gemeine Menschengestalt sei. Seine Furcht verlor sich, er erhob sein Haupt, und erhielt mit der Dreistigkeit, auch Sprache, Wiz und Verstand zurük) Nur die Begierde, Euer Majestät zu dienen, war der Beweggrund meiner Reise. Schon in den fernsten Theilen unsrer Erdkugel hörte ich den Ruhm euer Majestät verbreitet; hörte Sie überal, wo ich hin kam,

als einen weisen, gütigen und gerechten Regenten loben; hörte, daß Sie nur das Verdienst allein, ohne auf Stand, Reichthum, oder Günstlingsempfehlung zu achten, belohnen. Dies spornte mich an, mich an den Hof hieher zu begeben, um einem Monarchen zu dienen, von dessen Ruhme die Erdpole wiedertönen.

K. (lächelte.) Spricht man wirklich in fremden Landen von meinen Thaten?

M. O. Der Erdball ist so voll davon, daß sogar die Kinder sie loben.

K. (lächelte heimlich vergnügt; stellte sich aber, nicht darauf zu merken, weil er wollte, man sollte ihn für gleichgültig gegegen Lob und Tadel halten.) Werden Sie aber auch Stärke genug haben, die Last der Staatsgeschäfte zu tragen?

M. O. (lächelnd.) Der Rükken eines Esels, Euer Majestät, trägt aus allen Thieren die schwerestsen Lasten. —

Der K. (hell auflachend) Davon überzeugen mich meine Minister. — Sie sollen Morgen befördert werden, ich gebe Ihnen mein Wort. Er schellte, der Kammerherr trat ein, und mein Onkel verlies höchlich vergnügt den Pallast.

Zwölftes Kapitel.

Promozion. Die Leser lassen sich die Ursache davon nicht träumen.

Mit gröster Ungedult erwartete die Gräfin von Funkenberg die Zurükkunft meines Onkels. Es war ihr ganz eng um's Herze. „Wenn du doch schon von seinem grossen Vorzuge überzeigt wärest, dachte sie, um gewis zu sein, Seiner Majestät keinen Unwürdigen empfohlen zu haben. Izt wäre die schiklichste Stunde, denn — „ So ohngefehr dachte sie, und schikte alle Augenblikke den Läufer auf die Gasse, um zu sehen, ob mein Onkel noch nicht komme. Diese Vorsicht war sehr gut. Der blaue Esel, ganz von der Hofnung erfüllt, nun bald eine ansehnliche Stelle bei Hof zu bekleiden, vergas auf die Gräfin, der er sie zu danken hatte, und taumelte freudetrunken bei ihrem Hause vorüber, als ihn der Läufer erblikte,

blikte, und ihm sagte, daß die gnädige Gräfin seiner mit Sehnsucht harre. Mein Onkel erinnerte sich izt, daß er ihr die Auskunft von seiner Audienz zu geben versprochen habe, und trottete über die Stiege in ihr Schlafgemach. Kaum erblikte ihn die Gräfin, als sie freudig von ihrem Ruhebette aufsprang, ihm entgegen lief, und mit einer gewissen Art von Entzükkung, ausrief. „ Willkommen Chevalier! wie nahm Sie der König auf? Was versprach er Ihnen? „ Mein Onkel beantwortete diese Fragen sehr ausführlich, dankte der Gräfin mit den verbindlichsten Worten für Ihre gütige Empfehlung, und versprach nochmals, sich gegen Sie dankbar zu bezeigen.

Gr. Ach lieber Chevalier, (ihre Augen funkelten, und das florene Halstuch— die Gräfin war sehr sittsam, und entblöste nie ihren Busen, — hob sich gewaltig empor.) — Ach lieber Chevalier Sie wolten mich heute früh, als mein Gemal die Unart beging, uns zu stören, von der Größe — Ihres Verdienstes überzeigen. Izt dürfen wir nicht fürchten von

mei=

meinem Gemale gestört zu werden. Ich brenne von dem heissesten Verlangen, die Uiberzeigung davon, so bald als es möglich, zu erlangen. Sie wissen, ich möchte Seiner Majestät keinen Unwürdigen empfolen haben. Wollen Sie nicht — —

M. O. Sie befehlen, wann, wo, und wie meine gnädigste Gräfin!

Gr. Sie sind ein guter, lieber Chevalier. (Ihre linke Hand streichelte seinen Rükken.) Was da für ein schöner rother Streif den Rükken hinab läuft und dieser, (hier grief sie mit der rechten unter sein Kinn) wie schön, wie hell, wie gros! und vollends der — —

Der König trat ein, und fand die Gräfin in der Attitüde, wie wir sie eben beschrieben haben.

Gr. Ach Seine Majestät! (sie stand schnell auf.

M. O. Euer Majestät! Er fiel auf seine Forderfüsse, und war ganz verlegen,

gen, indessen die Blikke der Gräfin, noch immer auf den schönen Streif unter dem Bauche, der durch die Lage, in der der blaue Esel izt war, noch mehr herausgehoben ward, gerichtet blieben.)

K. Ich störe doch nicht!

Gr. Die Gegenwart Euer Majestät kann nie ungelegen sein. Der Chevalier kam eben zu mir, und erzählte mir mit allen Entzüken, wie liebreich und gnädig er von demselben aufgenommen ward, und welche schmeichelhafte Versicherung er empfangen habe. Ich freute mich über das Glük des Chevaliers, der mir von meinen besten Freunden empfohlen ward, lobte die Weisheit Euer Majestät, die so sehr das Verdienst zu erkennen und zu belohnen weis; und zeigte dem Chevalier wie schön ihm Stern und Ordensbänder lassen werden.

K. (Zum blauen Esel.) Entfernen Sie sich. Ich habe mit der Gräfin Ihretwegen zu sprechen! (Mein Onkel neigte tief seine Ohren, und trabte zwischen Erwar-

tung

tung und Furcht seine Wohnung zu.

K. (Lächelnd.) Sie scheinen, liebe Gräfin eine grosse Freundin der Esel zu sein.

Gr. Nur eine Freundin des Vorzugs, die Esel vor den Menschen haben.

K. Und welchem die Weiber überhaupt geneigt sind.

Gräfin stellt sich, nicht zuverstehen, was der König damit wolle. Ich begreife den Sinn von Euer Majestäts Worten nicht.

K. Um so besser, wenn Sie mich nicht verstehen. Wissen Sie was neues? Meinen ersten Minister, den Kanzler von *** traf vor einer halben Stunde der Schlag, daß er auf der Stelle Tod blieb.

Gr. Allerliebst!

K Das finden Sie allerliebst? Ich dächte. —

Gr. Daß Euer Majestät izt gleich die schönste Gelegenheit haben, die Verdienste des Chevaliers zu belohnen.

K. Wie das?

Gr. Wenn Sie ihn zu Ihrem ersten Minister und Kanzler ernennen.

K. Sie nehmen sich des blauen Esels sehr an. Er hat besonders Ihre Gunst.

Gr. Ich kann es nicht leugnen. Ich biu ihm so gut, daß ich nichts so sehr wünsche, als seine Erhöhung zu diesem Posten. Doch Euer Majestät wissen, daß ich nicht wage, jemanden zu empfehlen. Dero eigene Weisheit unterscheidet am besten das Verdienst, und ich bin überzeugt, daß niemand im Stande ist, dasselbe so zu erkennen, wie Sie. Meine Empfehlung wäre also auch hier vergebens; besonders da die Einsicht Euer Majestät gleich bei dem ersten Anblikke die Fähigkeit des blauen Esels zu allerhöchst dero Diensten erkannt hat.

K. (Eine halbe Sekunde in sehr tiefem Nachdenken.) Sie haben Recht! der blaue Esel hat so viele Verdienste, daß er würdig ist, mein erster Minister zu werden. Ich will die Welt überzeugen, daß ich — Verdienste zu belohneu weis.

Nach einigen sehr kurzen Berathschlagungen — über das Wohl des Staates, worin der König der armen Gräfin die Regierungslast auflegte, daß sie oft davon beinahe erdrukt ward, verlies sie der König, um meinem theueren Onkel sein Edikt, als erstem Staatsminister und Kanzler auszufertigen. Man vergas nicht darin die grossen Verdienste, die sich der blaue Esel um den Staat gesammelt hatte, anzuführen, und wie sehr es die Gerechtigkeit forderte, ihn dafür durch diese Ehrenstelle zu belohnen. Minister, Hofräthe, andere Staatsbeamte schüttelten die Köpfe, murrten heimlich dagegen, und lobten in Gegenwart des Königs die Einsicht Seiner Majestät, welche in der Person des grossen Mannes eine so würdige Wahl für den wichtigsten Staatsposten gemacht hat. Unbän-

dige Wizlinge schimpften dagegen in einigen fliegenden Blättern, und kamen auf die Festung. Der Adel glossirte in seinem Kotterien, die Bürger in Wien = Bier- und Kafeehäusern, und niemand konnte die Ursache ergründen, warum den König einen Esel zum ersten Staatsminister und Kanzler ernannt habe.

Vergebens werden auch die Leser ihre Denkfibbern anspannen, um den Beweggrund der Erhöhung meines Onkels aufzuspüren. Es würde für die ganze Nachwelt ein Geheimnis bleiben, wenn ich mich nicht verbunden hielte, Ihnen den Schlüssel zu einer so wichtigen Sache zu geben. Hier ist er.

Schon anfangs fiel es dem König ein, daß die Gräfin das Verdienst des blauen Esels, so gewaltig herausstrich. Er war ein sehr scharfsichtiger Prinz, und wuste von seiner Jugend her, was bei den Damen Vorzug sei. Er zweifelte gar nicht daß mein Onkel die Stelle bei der Gräfin wirklich bekleide, von welcher er selbst nur den Namen führte. Die Ge-

wo-

wogenheit einer Dame mit einem Esel zu theilen, schien ihm so drolligt, daß er, als ein Freund des Sonderbaren, auf der Stelle beschlos, ihn zu seinen Staatsminister zu machen. Ausser diesem glüklichen Zufalle wäre mein Onkel nie so hoch gestiegen.

Dreizehntes Kapitel.

Was bei den Spöttern zur Entschuldigung des Königs dient, und für diejenigen, welche die ganze Geschichte meines Onkels nur für ein höchst unwahrscheinliches Märchen halten, als Beweis für die Wahrheit derselben kann angesehen werden.

Daß es viele diesem grossen Könige — warum er gros war, werden wir in der Folge sehen — übel nahmen, einen Esel zu seinem Staatsminister ernannt zu haben; daß man es noch izt Königen und Fürsten nie verzeihet, wenn sie die Esel zu hohen Ehrenstellen befördern, ist so gewis wahr, daß man selbst die Esel murren hört, wenn ihr langohrigter Kollega zu Staatswürden empor glimmt; und dies aus der Ursache, weil es eine Eigenschaft der Esel ist, ihre einene Ohren nie zu sehen. Indessen mögen Wizlinge, Gelehrte und Philosophen noch so laut gegen dieses Aufklimmen der

Esel

Esel zu Staatswürden aufschreien, sie haben — Unrecht.

Es ist ein allgemeiner Vorwurf, den die Menschen den Eseln machen, daß sie dumm und einfältig sind. Diese für meine langohrigten Brüder nachtheilige Hipothese ist so allgemein angenommen, daß die Menschen, wenn sie einen aus ihrem Geschlechte dumm schelten, ihn einen Esel nennen. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß die auf ihre so ausserordentlichen Weisheitsvorzüge stolzen Erdbeherrscher nicht nur alle dumm, und einfältig, sondern auch boshaft sind; daß es aber deswegen die Esel auch sein müssen, das, mit Erlaubnis der hochweisen Menschen, ist nicht wahr. Die Esel sind die gutherzigsten und weisesten Geschöpfe. — Werden Sie nicht unwillig darüber, meine menschlichen Leser, ich will es ihnen beweisen.

Nennen sie mir ein Geschöpf auf Gottes Erdboden das gedultiger ist, als das langohrigte, das gegen Schmerz gleich-

gültiger sich bezeugt, als eben dasselbe: Laden die Menschen den armen Eseln nicht Lasten auf, die diese ohne die geringste Unzufriedenheit darüber zu bezeigen, tragen? Werden sie nicht von eben den Menschen oft ohne das geringste Verschulden blos aus Muthwillen unbarmherzig geschlagen; und äussern sie wohl die geringste Empfindlichkeit gegen den Schmerz? Traben sie nicht immer so gleichgültig, wie ein Stoiker, unter der Last, die auf ihrem Rükken liegt, oder unter der Menge von Stokstreichen die darauf fallen, mit gespizten Ohren fort? Nun sagen Sie mir, hochweise, grosgünstige Menschen, können ihre wohlbelobte Philisophen sich weiser betragen? Die Esel sind so sehr über alle Beleidigungen hinaus, daß sie nicht einmal ihre Blikke gegen ihre Beleidiger erheben, sie mögen von diesen auch noch so sehr mishandelt werden. Ist dieses nicht eine Tugend, die von den Menschen selbst als die vorzüglichste aller Tugenden, die nur der Weiseste besizzen kann, gepriesen wird? Nur die Verachtung, die ich gegen meine Beleidiger habe, macht mich

gegen seine Beleidigungen gleichgültig; kann ich aber jemanden verachten, wenn ich nicht innerlich fühle, daß ich an Gaben der Weisheit und des Herzens unendlich über ihn erhaben bin? Zu so was ist nur der wahre Philosoph fähig, der von seiner Höhe die Würmer nicht bemerkt, die unter ihm kriechen, und ihn mit ihrem Schleime beschmuzen wollen. Die Esel sind also alle Stoiker, welche fühlen, daß sie unendlich mehr werth sind, als die Menschen.

Diese meine Raboterie für die ausserordentliche Weisheit der Esel wird Ihnen freilich meine minder weise Menschen verdächtig scheinen. Gut! ich will einen aus ihren grösten Philosophen des Alterthums auftreten lassen, der für das langohrigte Geschlecht das Wort führen soll. Meister Galenus, der die Gabe besas, mit Eseln verträulich sprechen zu können, hat aus der Erfahrung für meine eben angeführte Wahrheit die Beweise genommen. Er behauptete mit vielen Gründen, daß die Esel mit ihrem Verstande scharf-

sinnigere Dinge ergründen können, als weder Plato, noch Aristoteles zu begreifen im Stande wären! sind nun, nach Zeugnis dieses hochbelobten Weisen, Plato und Aristotelts mit ihrem Verstande tief unter den Eseln, können diese grossen Weise Grichenlands nicht begreifen, was ein Esel zu begreifen vermag, was wollen erst die andern Menschen, die das, was Plato und Aristoteles begriffen, nicht verstehen, mit ihren Weisheit gegen die Esel sein? Wie wollen diese ein Geschöpf dumm und einfältig nennen, gegen das alle Platone und Aristotele — Esel sind?

Nach diesen unwiderlegbaren Beweisen für den ausserordentlichen Verstand der Esel, nach den übrigen grossen Vorzügen von Gedult und Gleichgültigkeit, mit der sie jede Last ohne Murren tragen alles, was man ihnen sagt, ohne Widerrede annehmen, jede Beleidigung — grosmüthig verachten, so können die Könige und Fürsten nicht besser fahren, als wenn sie Esel, statt der Menschen, zu ihren Staatsministern wählen. — — — — — — — —

So viel zur Entschuldigung Seiner Majestät, meinen Onkel den blauen Esel zu Ihrem ersten Staatsminister und Kanzler ernannt zu haben.

„Zugestanden, Herr maulthierischer Schriftsteller, daß die Esel so viel Verstand haben; so bleibt es nichts desto weniger ein ganz vermaledeites unwahrscheinliches Mährchen, was Sie uns hier für wahre Geschichte verkaufen wollen. Höchst unwahrscheinlich ist, daß ein Esel mit den Menschen sprechen kann; und eben so unwahrscheinlich ist es, daß ein König einen Minister, von dem er nicht verstanden wird, und der so gar die äusserliche Gestalt eines Esels trägt, erwählen soll. Wahr ist es freilich, daß schon manche Esel zu Staatsministern erwählt wurden; doch trugen sie äusserlich die Gestalt eines Menschen; aber so gerade einen vierfüssigen mit zwei langen Ohren gezierten Minister an's Staatsruder hinzustellen. — Wo denken Sie hin, Herr maulthierischer Schriftsteller!„

Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, Herr Rezensent. Aber Sie mögen nun schon zur Berliner Bibliothekenzunft, oder zu einer andern Rezensentengilde gehören, so verzeihen Sie mir, wenn ich Ihren Orakelspruch, den Sie von Ihrem gelehrten Dreifus gesprochen haben, nicht annehme. Diese Geschichte ist wirklich so wahr, als es wahr ist, daß die Herrn Berliner — zwar nicht alle — ohne Gehirn rezensiren. Sie ist gar nicht ein so vermaledeites Mährchen, als Sie glauben. Wer hat Ihnen gesagt, daß es höchst unwahrscheinlich sei, daß ein Esel mit den Menschen rede? Lasen Sie nie in dem glaubwürdigsten aller Bücher, wie eine gnädige Frau Eselin erstens schon besser sah, als ihr Herr, der auf ihr ritt; — und zweitens, wie sie ihm, als dieser sie, ihres bessern Auges wegen schlug, die bittersten Vorwürfe machte, und ihn in der damals gäng und geben Sprache fragte, warum er so ungehalten auf sie wäre, und sie schlüge? —

Wenn ich Ihnen nun im ersten Theile gesagt habe, daß mein Onkel in gerader

der Linie von dem ersten Esel welcher vor den Augen Gottes Gnade fand, abstammte, daß die nämliche Eselin ohngefehr meines Onkels Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Grosvaters Schwester war; daß diese Linie, welche von dem ersten Esel gerade abstammet, vor den übrigen die besondere Gabe habe, mit den Menschen deutlich sprechen zu können, welche Gabe der Stammvater dieses edlen Geschlechts erhielt, um dem Grospapa aller Menschen (während seiner langen Seereise die Langeweile zu vertreiben, können Sie behaupten: es sei höchst unwahrscheinlich, daß ein Esel mit den Menschen rede!

Und die Gestalt — O auf die kommt es am wenigsten an! Wenn Könige einmal entschlossen sind, die Esel zu ihren Staatsministern zu ernennen, so kümmert sie das gar nicht, ob der Esel seine Sterne und Ordensbänder auf seinem schwarz graulichten Felle, oder auf prächtigen Kleidern, die ihm das Ansehen eines Menschen geben, trägt. Sie belustigen sich manchmal so gar daran, wenn er in seiner eigenen Gestalt erscheint, und weiden sich an den

Queersprüngen des ersten Staatsministers so bald er nur nach ihrer Pfeife tanzt, — eben so herzlich, als an den Possen eines Hofnarren; klopfen dem Minister Esel auf die Schultern; nennen ihn einen treuen Diener, der ihre Befehle auf das genaueste vollzieht, worüber dann seine eselische Exzellenz, wonnetrunken über die erhaltene Zufriedenheit ihres gnädigsten Monarchen, sich nach Hause verfügen. Wenn schon einmal ein Esel am Staatsruder sizzen soll, so ist es einerlei, wie gepuzt er da sizzet; ob er seine lange Ohren hervorspizt, oder sie künstlich unter einer hübschen Perüke zu verbergen sucht. Die Könige, denen es einmal gleichgültig, oder gar daran gelegen ist, die ersten Staatswürden mit langohrigten Herrn zu besezzen, scheuen sich nicht, wenn auch die ganze Welt erkennt, daß die Last des Staates auf vier Füssen, statt auf zween ruhet. Der Vernünftige muß ihre Wahl billigen: vier Säulen tragen eine schwerere Last, als zwo.

Dieses wohl bedacht, so wird alle Unwahrscheinlichkeit dieser Geschichte wegfal-

fallen. Sollten aber die eben angeführten Beweise das Gewissen mancher noch nicht beruhigen; so bitten wir sie, eine kleine Reise an alle Höfe zu machen, und sie werden dann selbst finden, daß die Esel! mit den Menschen reden, und Staatswürden bekleiden!

Vierzehntes Kapitel.

Mein Onkel zeigt sich in seiner Würde. Weisheit, und Staatseinsichten, die noch nie ein Esel gehabt hat. Karakter Seiner Majestät des Königs.

Die erste Beschäftigung meines Onkels war, genaue Kentnisse von der Beschaffenheit des Staates, dessen Verwaltung seinen Händen übergeben war, einzuziehen.

Wirklich hatte der Ruf von der Regierung des izzigen Königs gewaltige Dinge ausgesprengt, und mein Onkel glaubte, den Staat in einer solchen Verfassung zu finden, daß ihm zum Besten desselben wenig zu thun übrig bleiben würde. Wie sehr betrog er sich! Es ist nichts gefährlicheres, als dem Rufe zu glauben. Madam Fama, welche alles von der Ferne sieht, hält den Käfer für den Elephanten

selbst, weil der kleine Käfer, wie dieses Thier, gestaltet ist.

Der blaue Esel fand, daß noch so wenig für den wahren Nuzzen des Staats geschehen sei, daß ihm vor der Arbeit, die er tagewerken sollte, bange ward. Er fand Verwirrung im Finanz = Steuer= Polizei= Kriegs= und Gerichtswesen; Unordnung unter Geistlichen, Bürgern, und dem Adel; eine Menge Patente, daß die Gerichtsverwalter nicht Zeit genug hatten, sie abzuschreiben, um so weniger zu lesen; Widerspruch in allen Verordnungen, und Abänderungen u. d. gl. Lieber Himmel dachte er, was ist der König, daß man so viel Werks von ihm macht! Doch vielleicht hatten Seine Majestät noch keinen solchen tüchtigen Minister, wie du bist, der Ihnen die Sache von der rechten Seite aufstellte. Du wilst sie Ihnen in dem Lichte zeigen, in welchem sie gesehen werden müssen, und es wird alles gut gehen. Da er seinen ganzen Plan, den er für das Wohl des Staates und des Monarchen am Vortheilhaftesten hielt ausgearbeitet hatte, fuhr er zum Könige.

K. Was bringen Sie lieber Staats-kanzler?

M. O. Euer Majestä einen Plan vorzulegen, der dem Lande zum Wohl, und zur Verewigung des Namens Euer Majestät dienen kann.

K. Gut, sehr gut — (Seine Majestät hatte viele Ruhmsucht, und mochten, gerne in die Geschichte verewiget sein.) Lassen Sie hören.

Mein Onkel schlug nun dem Könige eine neue Umschaffung der im Lande üblichen Religion vor. Von jeher war die Umschmelzung der Religion seine Lieblingsidee. Er wollte schon in seinem Vaterlande dieselbe ihrem ersten und wahren Ursprunge näher bringen; da aber die Esel in diesen Dinge keinen Scherz verstehen, so jagten ihn die Tarespipri. sie wir im ersten Theile gesehen haben, zum Lande hinaus. Diese Unbilde konnte mein Onkel nie verschmerzen. Er fand izt durch die Macht, die er als erster

Minister und Statskanzler in Händen hatte, die schönste Gelegenheit, sich an den Taxespipri in den Geistlichen, die mit jenen sehr nahe verwant sein sollen, zu rächen. Ihr habt mich lange verfolgt, dachte er, nun soll es euch gelten. Mögt auch einmal versuchen, wie es thut, wenn man für nichts und nichts gehunzt wird. Aus dieser Ursache gab er dem Könige den Rath, die Zahl der Geistlichen zu vermindern, ihre Güter einzuziehen, und da er die Obergewalt dieses Standes gar nicht dulden konnte, so stellte er ihm dringend vor, wie nöthig es sei, den Geistlichen alle Macht zu nehmen. Er berechnete Seiner Majestat die grossen Reichthümer, die ihrer Schatzkammer dadurch zu fliessen würden, die Ersparnisse, die jährlich dadurch gemacht, und wie sehr das eigene Ansehen des Thrones dadurch vergrössert werden könnte u. d. gl.

Se. Majestät horchten aufmerksam zu. Der Vorschlag gefiel Ihnen; denn es war denselben alles willkommen, was die königlichen Schäze aufhäufte, auch die Ver-

grösserung ihrer Gewalt konnten Sie wohl leiden. Sie lobten meinen Onkel, als einen weisen, einsichtsvollen und treuen Minister, heissen seinen Vorschlag gut, und überließen ihm die ganze Ausführung desselben.

Uiber das schmeichelhafte Kompliment des Königs, noch mehr aber über die nun gänzlich in seinen Händen habende Gawalt, sich an den Taraspipri zu rächen, und die Menschen vernünftig zu machen, erfreuet, eilte mein Onkel nach Hause. Sein erstes, was er that, war alsobald eine Verordnung auszufertigen, vermög welcher den Geistlichen fast alle Gewalt genommen, jede Verbindung mit den Auswärtigen aufgehoben, und ihnen keine andere, als eine sehr eingeschrenkte Macht blos in geistlichen Sachen gelassen wurde. Dann schritt mein Onkel weiter. Er zog die Geistlichen Güter ein, veränderte vieles in gottesdienstlichen Sachen, und brachte es dahin, daß nun alle Welt glaubte, die Religion würde in den Staaten des Königs ein ganz anders, einfachers,

fachers, reineres Ansehen gewinnen — die ganze Welt irrte sich.

Daß es des Händeringes, Lamentirens, Weh- und Jamerschreiens die Menge gab; das Pfaffen, Betbrüder und Betschwestern Krieg, Pest, Hunger, und alle andere Plagen prophezeihten; daß man den König verkezerte und meinen Onkel veratheisirte, werden mir alle leicht glauben, die einst so was erleben sollen, welches vielleicht sehr möglich sein kan, da in der Welt alles Veränderung unterworfen ist. Der blaue Esel lies sich weder durch die schreklichen Prophezeihungen, noch durch das Händeringen und Wehschreien erschüttern. Er blieb standhaft bei seinen Unternehmungen, und hofte um so mehr den glüklichsten Ausgang derselben, da Seine Majestät eben so fest standen, wie ein — Schilfrohr.

Seiner Majestät waren ein gewaltiger Poltron. In der ersten Hizze fühlten Sie Kraft zu Herkulischen Thaten; aber war diese verpflogen, und stellten sich

dem bediademten Herkules nur einköpfigte Schlangen in dem Weg, so warf er seine Riesenkeule weg, und gab furchtsam und zitternd, wie ein Zwerge, alle seine grossen Entwürfe auf. Die ersten Befehle wurden nie überdacht. In der Hizze machte man die steilsten Felsen eben, füllte die tiefsten Thäler aus, und that mehr dergleichen Dinge; kam's aber zur Ausübung, da hinkte guter Rath langsam hinter her, welchen denn immer kein bessers Mittel anzugeben wuste, als die ertheilten Befehle gnädigst zu widerrufen. So waren Seine Majestät gestaltet. Uiberdies hatten Sie noch ein geheimes Konsilium von alten Weibern aufgestellt, die gemeiniglich das verwarfen, was vernünftige, und einsichtsvolle Männer vorschlugen, und so waren alle gute Verordnungen, — wenn ja welche an diesem Hof gemacht werden konnten, — wie Luftmeteore, nach ihrer Erscheinung, alsobald wieder verschwunden. Daher kam es denn, daß Seine Majestät nichts thaten, als heute widerrufen, was Sie gestern befahlen.

Da ich die Geschichte meines Onkels schrieb, und deswegen genau alle Urkunden, Historienbücher, Grabschriften u. d. gl. nachschlug, so fand ich von diesem Könige sonst nichts, als seinen Namen, in der Geschichte. Ich gab mir alle mögliche Mühe, etwas von seinen Thaten aufzufinden; aber je mehr ich gleichzeitige und spätere Geschichtschreiber las, je weniger fand ich etwas von ihm. Einige hatten sogar seinen Namen nicht einmal aufgemerket. Endlich führte mich ein Ohngefehr unvermuthet zu einem Stein, der die Asche dieses Königs dekte; denn es stand die nemliche Jahrzahl darauf, um welche er, wie ich es aus den zurükgelassenen Schriften meines Onkels ersehen habe, gestorben war. Auf diesem Steine fand ich die ganze Lebensgeschichte desselben aufgezeichnet, die ich meinen Lesern der Seltenheit wegen hersezzen will.

„Hier liegt ein König, der nichts that, und fünfzig Jahre herrschte. Fünf und zwanzig Jahre brachte er zu, Befehle

zu geben, und fünf und zwanzig, sie zu widerufen. Die Geschichte wird nichts, als seinen Namen der Reihe von Königen wegen aufzuzeichnen würdig finden."

Man kann die Geschichte der meisten grossen Monarchen nicht kürzer fassen, als diese ist; und ich wollte diese Grabschrift allen Biographen der Könige und Fürsten zum Muster empfehlen.

Der Oberpriester des Königs, da er bei Hofe nichts ausrichten konnte, stekte sich hinter das geheime königliche Konsilium von Weiberrökken, und einige alte Exzellenzien in Allongeperükken. Diese bestürmten Seine Majestät von allen Seiten. Man stellte Ihnen vor, was das beim Volke für Unruhen anrichten, für Strafen Gottes über das Land ziehen u. d. gl. Uibel mehr verursachen werde. Der oberste Priester, der einige hundert Meilen von den Staaten des Königs residirte, und dem mein Onkel seine lange Klauen, mit denen er alles an sich zog, stuzte, brachte auch alle seine Ma-

schinen in Bewegung. Man hezte den grossen Monarchen so lange, daß es ihm ganz angstig ums Herz ward, und er alles zu widerrufen bereit war.

Zum grösten Glükke erfuhr mein Onkel die Farse, die man mit Seiner Majestät aufführte. Der Gedanke, daß alle seine grossen Entwürfe durch den Wankelmuth des Königs einstürzen sollten, brachte ihn in Wuth. Er stampfte mit seinen Füssen wild den Boden, und schwur allen Geistlichen, dem Oberpriester des Königs, und dem obersten Priester der ganzen Klerisei die stärkste Rache. Noch ganz aufgebracht über die Ränke, deren man sich bediente, seine weise und nüzliche Anstalten zu vereiteln, fuhr er zum König, den er mit einer zwar ehrerbietigen, aber etwas hellen Stimme anredete.

M. O. Soll es wahr sein, Euer Majestät, daß Sie die durch mich ausgefertigten Befehle widerrufen wollen?

K. (Zukt die Achseln.) Ja, ich hab' es erst recht genau überlegt, lieber Kanzler, und ich finde, daß ich das nicht ausführen kann, was mir in der ersten Hizze so leicht schien. Es giebt unendliche Schwierigkeiten.

M. O. Die bei jeder grossen Unternehmung sein müssen.

K. Aber für mich ist es gar nicht, Schwierigkeiten zu überwinden. Mein Volk wird darüber mürrisch werden; ich werde mir auswärtige Fürsten, die grosse Anhänger des obersten Priester sind, zu Feinden machen, und — mein Gewissen.—

M. O. Ich hoffe doch nicht, daß Euer Majestät die Vorurtheile des Volkes haben werden. Sie sagten mir ja einst selbst, Sie hätten jedes Vorurtheil besiegt.

K. Ja, lieber Kanzler, scheinen möcht ich freulich dafür, daß es helle in meinem Kopfe sei; aber — aber — ich äße

gerne alle Freitag und Samstag Fleisch, wenn nur an solchen Tagen kein Donnerwetter wäre! Wie gesagt, wenn Sie's machen können, daß mich die Welt für aufgeklärt hält, so wird mir's lieb sein, und ich will Ihnen dafür mit Gnaden gewogen bleiben; aber innerlich muß es mich nicht ängstigen. In der Gesellschaft will ich mich schon stellen, über so was hinaus zu sein, um für weise gehalten zu werden.

M. D. Euer Majestät werden das nie, wenn Sie nicht mit Standhaftigkeit Ihre Entwürfe ausführen. Ein Fürst, der des Tages dreimal schwankt, wenn er früh was befohlen hat, verräth, daß er einen schwachen Kopf habe, und die Welt wird ihn für einen Poltron halten, der in der ersten Hitze, alles niederreissen will, dann aber schwächer, als ein Kind ist, und sich von jedem am Gängelbande führen läßt.

K. (Rümpfte verdrüslich die Nase.) Das wird die Welt nicht. Dafür bezahl ich die Zeitungsschreiber gut.

M. D. Und selbst diese werden sich scheuen, zum Lobe Euer Majestät was zu sagen, wenn Sie so offenbar der ganzen Welt selbst zeigen, daß Sie des Lobes unwürdig sind. Die Veränderungen, die ich izt im Namen Euer Majestät gewagt habe, haben zwei Drittel der Erdkugel aufmerksam gemacht. Alles staunt Sie, als einen grossen Regenten an, der es wagte, ein so viel tausendjähriges Ungeheuer zu vernichten. Man bewundert die Grösse Ihres Geistes, weil man nicht weis, daß Ihr Geist selbst bei dieser ganzen Reformazion gar nichts gethan hat; man harrt mit Sehnsucht der ferneren Ausführung Ihres angefangenen Werkes entgegen; verspricht sich für Vernunft und Tugend die glüklichsten Folgen davon, und nun, wenn man sieht, daß alles stokt, daß Sie selbst niederreissen, was Sie anfiengen aufzubauen, daß Ihre ganze Reformazion nichts, als das schnelle Auflodern einer Strohflamme war, die eben so geschwind erlöscht, als sie die ganze Gegend erleuchtete, was wird man denken? Was öffentlich in allen Zeitungs-

Wochen-

Wochen - und Tagsblätchen von Ihnen sagen? Darf ich mich erkühnen, das Urtheil, welches die Welt von Euer Majestät fällen wird, ungeheuchelt zu entdekken?

K. (Verdrüslich und nachdenkend schweigt.)

M. O. (Hält dies Schweigen für Einwilligung.)

Man wird sagen, dieser König ist entweder ein schwacher Kopf, oder ein muthloser, feiger Regent; oder — er ist beides zugleich. Er hat wirklich so viel Einsicht, zu erkennen, was zum Besten des Staates, zur Aufklärung des Volks, und zur Verbreitung der Wahrheit nöthig ist; aber es mangelt ihm der Muth, alle Beschwerlichkeiten, alle Hindernisse, die sich seinen Unternehmungen entgegen sezzen, standhaft zu besiegen; oder er hat zwar den Muth, etwas gutes zu unternehmen; aber es mangelt ihm die Einsicht, um erst gehörig alles wohl zu überdenken,

denken, was sich thun läst, oder nicht; oder er hat weder eins noch das andere, sondern ist blos Poltron, der sich von der ersten Idee in der Hizze fortreissen läst, bis er bei kälterem Blut fühlt, daß ihm zur Durchsezzung derselben, Muth und Einsicht mangelt. So wird die Welt urtheilen, und das mit Recht. Es ist besser, Monarch, gar nichts zu unternehmen, als etwas anzufangen, und gleich beim ersten Schritte wieder zurük zu weichen. Der Weise geht in allen seinen Unternehmungen langsam zu Werke. Er prüft genau die Arbeit, der er sich unterziehen will, wiegt alle Hindernisse mit seinen Kräften auf der Goldwage ab, und findet er, daß diese jene aufheben, dann erst schreitet er zur That. Der kühne, muthige, feurige Mann hascht die erste Idee gierig auf, und schreitet eben so hastig, als er sie auffing, zu ihrer Erfüllung. Er überdenkt keine Gefahr, kein Hindernis, das ihm auf dem Wege den er fortschretten will, aufhalten könnte; er sieht eher keine Beschwerlichkeit, als bis sie da ist, aber auch denn läst er

sich

sich nicht zurükschrekken. Ist er weise, so fühlt er zwar, daß es vielleicht besser gewesen wäre, so was nicht zu unternehmen; aber dem ohngeachtet, da er schon einmal den Schritt vorwärts gethan hat, hält er es für eine Schande, ihn wieder zurük zu machen. Sein Muth wird durch die Grösse der Gefahr, durch die Menge der Hindernisse verdoppelt. Er denkt izt nicht mehr daran: ob es billig, oder nicht, ob es möglich, oder unmöglich sei? sondern wie er es troz allem ausführen wolle. Er sagt zu sich selbst: es ist rühmlicher durchzusezzen, was du angefangen hast, wenn auch die Welt über Ungerechtigkeit schreien soll, als deine Entwürfe aufzugeben, um von einigen weinerlichen Geschöpfen von Philosophen als ein Recht und Billigkeit liebender Fürst auf Kosten deines Muths gelobt zu werden. Die Welt wird im ersten Falle dich immer als einen grossen Mann bewundern, und im zweiten, als einen Schwächling, verachten. Als Fürst ist für dich nur das gerecht und billig, was du dafür hälst, und nicht, was

milz=

milzsüchtige Weise in ihrer Studierstube, vor Hunger und Wuth knirschend, daß sie das Gegentheil nicht thun können, dafür träumen.*)

K. Alles gut, lieber Kanzler, wenn nur keine Hindernisse dabey vorkämen. Ich erkenn' es recht wohl, daß es schön sei, gefährliche Unternehmungen auszuführen; — aber — also glauben Sie, daß auch die Zeitungsschreiber anfhören werden mich zu loben, wenu ich sie noch einmal so gut bezahlen sollte?

M. O. Allerdings, denn die ganze Welt würde sie Lügen strafen.

K. Ja, was ist da zu thun. Ich möchte gern Ihre, oder, weil es einmal so eingeführt ist, daß die Fürsteu immer die ver-

*) Man wird leicht einsehen, daß mein Onkel hier, als — Staadsminister spricht. — — Ehemals dachte er nicht so; man verändert seine Denkungsart. so oft man den Stand verändert, in den uns das Schiksal gesezt hat. A. d. H.

vernünftigen Verordnungen ihrer Minister sich zuschreiben, meine Entwürfe ausführen, und doch auch nicht gerne mich vielen beschwerlichen Hindernissen unterziehen. Wissen Sie kein Mittel, wie man das möglich machen könnte?

Mein Onkel, welcher sah, daß Se. Majestät zwar gerne für einen grossen Monarchen möchten gehalten werden, aber auch nicht gerne das geringste Hinderniß besiegen wollten, wuste nun nicht, was zu thun sei. Seinen Plan ganz aufzugeben, war ihm unmöglich. Endlich kam es nach vielen Berathschlagungen dahin, daß die Güter der Geistlichen eingezogen bleiben sollten; denn, was diesen Punkt betraf, waren Seine Majestät standhaft; hingegen wolle man die Obergewalt des obersten Piesters nur mit den Worten bestreiten, in der That ihm aber alle Macht, wie ehedem, zu gestehen. Und so geschah es auch. Man stritt sich auf den Hohenschulen müde, um zu beweisen, daß der oberste Priester keine Gewalt habe, ernannte aber keinen Dorfprediger, ohne zuvor

von ihm die Bestättigung desselben einzuholen. Der oberste Priester lies dem Könige sehr gerne die Freude, über seine Gewalt auf den Universiläten streiten zu lassen, indessen er sie unumschränkt ausübte.

Fünf-

Fünfzehntes Kapitel.

Der blaue Esel gewinnt es den Geistlichen und dem Konsilium der Weiberrökke ab.

O Kopf! o Königskopf! schrie mein Onkel, da er in seine Studierstube eintrat, zu schwach, die Last meiner Ohren, vielweniger erst eine Krone zu tragen! Warum stellte dich das Schiksal nicht lieber an die Spizze einer geduldigen Heerde von Schaafen, die in einer Gegend, wo der würgende Zahn des Wolfes nie mit Lammsblut den Boden färbte, munter im Grase hüpfend sich weidet; da hättest du ruhig, ohne Gefahr, ohne alle Hindernisse deine Schaafe beherrschen können!

Ganz aufgebracht über die Schwäche und den Wankelmuth des Königs ging er mit grossen Schritten auf und ab, spottete bitter des grossen Monarchen, und knirsch-

knirschte vor Wuth über die Ränke und Betrügereien der Pfaffen, indessen diese sich ihres Triumphes freuten. „Es soll euch nicht gelingen, sagte er endlich ganz laut nach einer langen Pause, es soll euch nicht gelingen! ich will euch stürzen, oder meine Eselsgestalt ablegen, und — ein Mensch werden!„ Nun dachte er dem Mittel nach, wie es anzufangen, um seinen Entwurf, die Pfaffen zu stürzen, durchzusezzen. Er fand kein besseres, als die Verachtung gegen sie unter dem Volke zu verbreiten; diese zu bewirken mußte Freiheit im denken und schreiben seyn. Aber wie sollte er den schwachen, grossen König dahinbringen, diese Freiheit zu ertheilen? und, wenn er sie ertheilet, ihn gegen die Einblasungen der Exzellenz Reifrökke, und Exzellenz-Perükken standhaft erhalten? Dies war der härteste Punkt. Doch endlich erfand er das beste Mittel dazu. Er kannte nun den Karakter seiner Majestät vollkommen. Er wuste, daß sie, so wankelhaft Sie sonst in allen übrigen Dingen waren, in der Aufhäufung des Geldes standhaft blieben; und dies schien ihm das beste Mittel.

In einigen Tagen lies ihn der König rufen. Seine Majestät sprachen über verschiedene Finanzzweige, und klagten, daß des Geldes im Lande immer weniger würde. Was mag wohl davon die Ursache sein? fragten Sie meinen Onkel.

M. O. Ich kenne deren drei, gnädigster Herr! die eine ist, weil Sie alles Geld zusammenraffen, in ihren Schazkammern aufhäufen, und durch ihre allzukarge Wirthschaft kein Geld zirkuliren lassen; die zwote ist der Luxus, wodurch viel Geld für ausländische Waaren hinausgeht, ohne daß wieder welches dafür ins Land kommt; und die dritte ist die Denk- und Schreibsklaverei. Zwo von diesen Ursachen können Euer Majestät noch diese Stunde vertilgen; die dritte nicht, wenn Sie nicht zugleich den ganzen Handlungszweig vernichten wollen. Sie dürfen nur ihre Schazkammern, statt des Geldes noch mehr hineinzulegen öfnen; und dann die Freiheit im Denken und Schreiben ertheilen.

K. Die erste Ursache, wollen wir übergehen, lieber Kanzler, denn die kann bei mir gar nicht mehr gehoben werden; aber die andern zwo verdienen, daß ich sie überlege. — Was denken Sie davon?

M. O. Dem Luxus zu steuern ist keine Möglichkeit, sobald der Handel nicht fallen soll. Alle fremde Waaren verbieten, schlägt das Kommerz eben so sehr darnieder, als die Einstellung des Luxus. Können unsre innländischen Produkte den Werth der ausländischen ersezzen, oder ihn gar übertreffen, dann wird die Vollkommenheit unsrer Produkte von selbst die auswärtigen entbehrlich machen, und im Auslande ihren Absatz befördern; können sie es nicht, so wird man durch den noch gefährlicheren Schleich- als Offenhandel dieselben ins Land bringen, und wir werden durch das Verbot der fremden Produkte auch die unsrigen, die noch abgenommen werden, zurükbehalten. Man wird uns Gleiches mit Gleichem bezahlen; und wird lieber die nothwendigen Erfordernisse, die man izt bei uns geholt hat,

von

von denjenigen Nazionen nehmen, bei welchen man gegenseitig von seinen Produkten absezzen kann, als von uns, denen man sie nur mit baarem Gelde bezahlen müßte. Die Handelsleute fremder Mächte können mit den unsrigen keinen Waarentausch treffen, denn diese dürfen fremde Produkte nicht ins Land bringen; und so werden auch jene von ihnen nichts abnehmen.

K. Es ist mir zwar ganz einleuchtend, lieber Kanzler, was Sie izt statt meiner überdacht haben; aber ich glaube doch, daß dadurch sehr viel Geld im Lande bleibe.

M. O. Das ist wahr, gnädigster Herr! aber sobald Sie die Einfuhr fremder Waaren in dero Staaten verbieten, so liegt in einigen Jahren aller Handel darnieder.

K. Was liegt mir daran! Ich kann das Geld, welches izt ausser Lande geht, dann an mich ziehen, und dadurch meine Schäzze vermehren. Ja, ja, das ist ein herrlicher Gedanke, den ich ausführen will.

— Indessen was denken sie von der dritten Ursache.

M. O. daß diese am leichtesten gehoben werden könnte. Die allzuscharfe Bücherzensur macht, daß unsre Buchhändler, und Gelehrten alle gute Werke, die auf Ihren allerhöchsten Befehl, gnädigster Herr, im Lande zu drukken verboten sind, auswärtig auflegen lassen; dadurch geht nun gewaltig viel Geld ausser Lande; zweitens ist das vernünftig lesende Publikum gezwungen, alle gute Bücher auch vom Auslande kommen zu lassen; und dadurch kommt wieder viel Geld hinaus; drittens unsre Buchhändler, da sie innländisch nichts als Käsepapier auflegen müssen, können damit keinen Change mit fremden Buchhändlern treffen, sondern müssen alles baar bezahlen, und so kommt für unsre gelehrte Produkte, wofür aber Euer Majestät gnädigst gesorgt haben, daß sie nicht allzu gelehrt sein können, kein Geld ins Land: nun macht aber die Summe, die jährlich für Bücher und Auflagen ausser Lande geht, fast ein Achtel

von

von dem zirkulirenden Gelde aus, welches durch eine vollkommene Denk- und Schreibfreiheit im Lande erhalten werden könnte; daß man also viertens das in der That sein muß, was ich Euer Majestät zu sein äusserlich scheine, wenn man dies Uibel nicht heben wollte; indem erstens so viel Geld etsparret, zweytens der Ruhm Euer Majestät vergrössert und überal verbreitet, und drittens die Aufklärung unendlich dadurch vergrössert werden könnte. *)

K. Die ersten zween guten Folgen sind mir ganz angenehm, lieber Kanzler, die lezte kümmert mich nicht viel. Freilich hab'ich einen kleinen Zweifel. Wenn ich die Freiheit im Schreiben ertheile,

*) Meine Leser werden sich wundern, warum mein Onkel mit lauter: erstens, zweitens, u. s. w. spricht? Diesen dienet zur Nachricht, daß Seine Majestät schon so sehr an die Zahlen durch das viele addiren gewöhnt waren, daß Sie wenig oder nichts begriffen, wenn nicht arithmetisch mit Ihnen gesprochen wurde. A. d. V.

werden da nicht die ungezogenen Schriftsteller wider mich losziehen, wenn sie glauben, meine Weisheit hätte einmal einen Boksprung gemacht?

M. O. Das dürfen Euer Majestät nicht fürchten.

K. Und welche gefährliche Folgen könnte diese Freiheit für den Staat haben.

M. O. Keine! so wenig sie in andern Staaten hat, wo die uneingeschränkteste Freiheit herrschet. Auch ist ja meine Meinung gar nicht, eine vollkommene Freiheit einzuführen; sondern nur eine etwas gemässigtere Sklaverei.

K. (denkt einige Minuten nach. Freudig.) Gefunden, lieber Kanzler, gefunden!

M. O. Was, Euer Majestät?

K. Ein neues Mittel!, wodurch ich viel ersparren kann. Sie wissen, Schanden-

denhalber muß ich jährlich sehr viel zur Erhaltung der Armen in meinen Staaten geben; besonders da ich deren täglich mehr mache. Dieses Geld kann ich ersparen, wenn ich Presfreiheit ertheile: doch so, daß diejenigen hundert Dukaten Straf zahlen müssen, welche etwas ohne Zensur drukken. Um sie desto leichter zu fangen, muß der Censor dreifache Unterschrift haben. Eine, welche anzeigt, daß das Werk vollkommen zugelassen ist; eine, daß es zwar erlaubt sei, aber doch so scheinen müsse, als wär es auswärtig gedrukt; und eine welche die auswärtigen Bücher duldet. Anfangs muß man die Freiheit etwas sehr erweitern, dies wird die Buchhäudler sicher machen; sie werden auf die lezte Unterschrift des Censors rechnen, und darum braf ohne seine Genehmigung drukken lassen; die Polizei wird darauf sehr genau acht haben müssen, und so werden recht viele hundert Dukaten einkommen, die ich zur Erhaltung der Armen widmen will, um meine Beiträge zu ersparren.

M. O. (War froh, daß er seine Majestät so weit gebracht hatte.) Sie haben recht, gnädigster Herr, das ist eine der nüzlichsten Folgen mehr, auf die nur Sie haben verfallen können.

K. Und Sie sollen die Stelle des obersten Censors bekleiden: doch müssen Sie in dem Edikte die Ursache anführen, daß ich die Presfreiheit blos der Aufklärung wegen ertheile.

M. O. Ganz gut, Euer Majestät, ich werde es nicht vergessen.

Froh über diesen Sieg gieng mein Onkel nach Hause, und machte gleich den folgenden Tag die Presfreiheit kund. Alles staunte, die Pfaffen schrieen und lärmten; besonders da gleich ein Schwarm von fliegenden Blättern erschien, worinn man aus allen Kräften wider sie zu Felde zog. Der Oberpriester, das Konsilium der Unterrökke, viele alte Exzellenzperükken überliefen den König. Sie hoften von seinem Wankelmuthe die Widerrufung

fung dieses Edikts; aber diesmal blieb er einigermassen standhaft: Die Strafgelder waren bei ihm ein Grund, den nichts erschüttern konnte. Mein Onkel um ihn noch mehr zu befestigen, zahlte einigemal selbst etliche hundert Dukaten, die er zwar von einigen Buchhändlern abnehmen lies, sie ihnen aber von seinem eigenen Gelde wieder zurük gab. Dies blendete Se. Majestät noch mehr, daß sie von der Presfreiheit gar nicht abzubringen waren. So erhielt der blaue Esel den vollkommensten Sieg über die Pfaffen, die man schon anfing, durch die neuen erschienenen Schriften von ihren manichfaltigen Betrügereien unterrichtet, zu verachten. Mein Onkel fühlte zu seinem größten Vergnügen, daß das Konsilium der Weiberrökke vergebens sich bemühte, seine Entwüfe zu vereiteln.

Sechzehntes Kapitel.

Mein Onkel erwirbt sich die Gunst der Gelehrten. Urtheil desselben wider einen Nachdrukker.

Ich habe, oder besser, wir haben schon vorhin gesagt, daß Wizlinge, Gelehrte, und Philosophen über die Erhebung meines Onkels zum ersten Staatsminister in verschiedenen fliegenden Blättern gespottet haben, und deswegen zur Belohnung für die gesagte Wahrheit auf einige Wochen bei Wasser und Brod eingesperrt wurden. Dies stumpfte nun freilich ihre einheimische Federn; aber nichts desto weniger unterließen sie nicht, in auswärtigen Zeitungen seiner manchmal in einer nicht gar zu höflichen Satire zu gedenken. Mein Onkel ertrug alle Spöttereien der Gelehrten sehr gelassen. Er wuste, daß es für Menschen freilich sehr auffallend sein müsse, einen Esel auf einem Posten zu sehen, der nur für sie allein

lein sein sollte. Dieser Gedanke, und die Gewisheit, sie durch seine Thaten zu überführen, daß er dieser Ehrenstelle nicht unwürdig sei, beruhigte ihn, und ließ ihn zugleich hoffen, die Gunst der Gelehrten doch einmal zu gewinnen.

Aus dieser Ursache ladete er alle Tage einige von den berühmtesten an seine Tafel, und bewies ihnen durch köstliche Gerichte, daß er ein Beschüzzer und Beförderer der Wissenschaften sei. Die Gelehrten fanden, daß man bei ihm sehr gut speise, und sahen deswegen in ihm nicht mehr den Esel sondern einen sehr vernünftigen und aufgeklåten Mann. Er wurde von allen, die an seiner Tafel die Krämpfungen ihres Magens heilten, gelobt, und als ein grosser Mäzen gepriesen. So weit hätte er nun die Gunst dieser Gelehrten schon gewonnen: die andern schimpften freilich noch auf ihn — denn sie speisten nicht an seinem Tische.

Als nun aber die Preßfreiheit erschien; als man erfuhr, daß mein Onkel sie be-

wir-

wirket habe; als er auf elende Broschüren armseliger Skribenten ein gnädiges Admittitur schrieb; als die hungerigen Autoren dafür einige Gulden von Buchhändlern empfingen, da posaunte jeder mit halben und ganzen Bakken sein Lob aus; da war kein grösserer, kein gelehrterer, kein vernünftigerer Mann, als der blaue Esel, mein Onkel; da pries man das Land glüklich, dessen Steuerruder ein so erhabener Minister lenke.

Schon dies war genug, um meinem viel theuren Onkel die Liebe und Achtung aller Gelehrten zu erwerben; aber er that noch mehr, wodurch er in Prosa und in Versen vergöttert wurde.

Es war eine laute Klage aller Schriftsteller und redlicher Buchhändler, daß mancher gewinnsüchtiger Hund, einem andern das mit vieler Mühe ausgescharrte Bein gewaltsam entreisse; oder — deutlicher zu werden; daß es Nachdrukker gebe. Mein Onkel, ein Feind jedes Diebstals, er mochte was immer für einen

nen Namen haben, war selbst dawider aufgebracht. Er beschlos ein zurükschrekkendes Beispiel an dem ersten, der des Nachdrukkes überwiesen werden könnte, aufzustellen. Er fand bald Gelegenheit dazu. Ein Buchhändler und Buchdrukker zu gleich hatte sich von fremdem Mark weidlich gemästet, und ein so herrliches Haus aufgebauet, daß ein Fürst darin zu wohnen sich nicht schämen dürfte. Dieser dikke Buchhändler drukte zum Unglükke das Werk eines Tischgelehrten meines Onkels nach. Der Gelehrte bemühte sich einen Korrekturbogen aus der Drukkerei zu erhalten, und den Sezzer zum Zeugen zu bekommen. Beides gelang ihm. Das Korpus Delikti war da, der Zeuge bekräftigte es zum Uiberflusse mit einem Jurament und der Buchhändler Falsarius konnte seine That nicht mehr läugnen Die Klage wurde vorgebracht, der Nachdrukker ins Gefängniß geworfen, um am nächsten Gerichtstage, dem mein Onkel selbst beiwohnen wollte, verurtheilt zu werden.

Der Tag erschien. Der Nachdrukker ward vorgefodert, um zu seiner Verthei-

digung, wenn er es könne, etwas vorzubringen. Dieser fing mit vielen und prächtigen Worten an, sich zu entschuldigen. Er sagte, seine That verdiene eher Belohnung, als Strafe, indem erstens dadurch viel Geld im Lande bleib, zweitens die Wissenschaften mehr verbreitet würden. Jeder könnte sich nun leichter die Bücher anschaffen, da sie um 2/3 wohlfeiler, als die Orginalauflagen, gegeben würden, und so sei der Nachdruk dem Staate nüzlich, dem Publikum vortheilhaft, und zur Ausbreitung der Wissenschaften behülflich. Die Richter staunten über die Vertheidigung des Buchdrukkers. In ihrem Korpus Juris war kein einziger Lex, daraus sie das Gegentheil von dem, was er sagte, hätten beweisen können; und sie wareu schon an dem, ihn los zu sprechen, als mein Onkel aus dem Gesezbuche des schlichten Verstandes sein Unrecht bewies.

Ohne ein Wort zu sagen, lies er einen andern Verbrecher aus dem Kerker holen. Dieser Unglükliche hatte einem geizigen Millionär, der sein Geld auf grossen

sen Haufen zusammengescharrt bewachte einige hundert tausende unter dem Vorwande: das todliegende Geld im Publikum zirkulieren zu lassen, entfremdet. Seine Dieberrei wurde entdekt, er eingezogen, und zum Strikke verdamt. Sobald dieser Verbrecher erschien, fragte mein Onkel den Nachdrukker, wie viel er um baaren Gelde zu Hause habe? Der Bücherdieb glaubte, der blaue Esel frage ihn darum, weil er nach der Grösse seines Reichthums seine Losspreсhung verkaufen wollte, und antwortete: " Das Geld, welches zu Hause in meinen Küsten baar liegt, wird eine halbe Million belaufen. "

Gut, sagte mein Onkel, dieser Verbrecher, den du hier siehst, stahl, wie du weist, um das Geld in's Publikum zu bringen; wenn er nun dein Geld, unter dem Vorwande: „ dieses Geld ist hier dem Staate unnüz, es liegt ungebraucht, ich will es in Umlauf sezzen, dadurch bekommen viele hunderte Arbeit, und ich thue etwas für den Staat sowohl, als für das Publikum nüzliches " gestolen hätte, wärst du zufrieden gewesen? Der Nachdruk-

drukker zukte die Achsel. Mein Onkel fuhr fort: Nun sieh, dies ist dein Fall. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Dieb dem ganzen Publikum einen wichtigen Dienst geleistet hat, da er dem Millionär so viele hundert tausende, die dieser tod in seinen Küsten liegen lies, stahl, und sie unter das Volk brachte, wodurch mehr Geld in Umlauf kam; weil er aber dieses Gute durch eine unerlaubte dem natürlichen Geseze, welches uns gebietet, einem jeden das Seine zu lassen, widrige Handlung that, so ist er zum Galgen verurtheilt; nun kann alles, was du izt zum Vortheile des Nachdruks gesagt hast, wahr sein; allein da du andern ihr Eigenthum gestolen hast, um damit Gutes zu thun; und man unmöglich der Billigkeit nach etwas Gutes durch ein Verbrechen bewirken kann, so wirst du Bücher = wie dieser Gelddieb ohne Gnade gehangen werden.

Den andern Tag wurden beide hinausgeführt, und an einem Galgen neben einander aufgeknüpft.

Ober

Ober dem Kopfe eines jeden wurde ein Schild aufgemacht, worauf das Verbrechen mit folgenden Worten aufgezeichnet stand. „Dieser stahl einem reichem Manne sein Geld, um es ins Publikum zu bringen, und jener die Arbeit der Gelehrten und das Eigenthum der Buchhändler, um die Lektüre durch den wohlfeilen Preis der Bücher zu befördern. Beide wollten mit fremdem Vermögen Gutes thun, wie jener Heiliger, der das Leder stahl, um den armen Leuten Schuhe davon zu machen. Ihre Absicht mag gut gewesen sein; aber sie wurden doch gehangen.„

Siebenzehntes Kapitel.

Worin seine Majestät ihre gesezgebrische Gewalt beweisen.

So sehr die Gelehrten und Buchhändler über das gerechte Urtheil meines Onkels frolokten, und seinen Namen in hinkenden Versen und holbrichter Prosa verewigten, so sehr heulte und wehklagte die Familie des gehangenen Nachdrukkers, und wünschte meinem Onkel alles Unheil auf den Rükken. Seine Gattin erzählte die traurige und schandvolle Hinrichtung ihres Gemals ihrem Beichtvater und bat ihn um seinen Trost, den ihr dieser, so viel izt in seinen Vermögen stand, mit einem kräftigen Stosgebetchen, worin er um Stärke für die Wittwe den Himmel anflehte, auch reichlich ertheilte. Da er sie genug getröstet hatte, gieng er zum Oberpriester, dem er die ganze Begebenheit erzählte, und zugleich seine un-

masgebliche Meinung hinzufügte, wie dies eine schöne Gelegenheit sei, meinen Onkel, wo nicht völlig zu stürzen, ihm doch wenigstens einen gewaltigen Ribbenstos zu versezzen.

Aufmerksam hörte der Oberpriester die ganze Geschichte an, und da er jeden einzelnen Umstand sich zehnmal wiederholen lies, sagte er: „Sint Deo laudes! nun haben wir doch eine Gelegenheit, einen dem Staate nüzlichen Minister zur Ehre der Religion und zur Aufrechthaltung des Obersten Priesters zu stürzen!„ Er dankte dem Beichtvater für die überbrachte Nachricht, lobte seinen Eifer für das Wohl der Religion, und versprach ihm zur Belohnung die erste entledigte Pfarre.

Um das Eisen, wie das gemeine Sprüchwort sagt, zu schmieden, so lang es warm ist, fuhr der Oberpriester auf der Stelle zur Präsidentin des Konsiliums der Unterröcke. Er erzählte in der schnatternden Versamlung den ganzen Vorfall, und munterte sie nun auf, izt die schiklichste aller Gelegenheiten zu haschen, um meinen

nen viel geliebten Onkel zu stürzen. Alle fanden, daß es izt sehr leicht geschehen könne, und darum ward beschlossen, noch am nämlichen Tage die Verschwörung wider den blauen Esel thätig zu machen. Aus dieser Ursache ließ man der Gemalin des Nachdrukkers sagen, sie möchte gegen die an ihrem Manne verübte Ungerechtigkeit bei dem Monarchen klagen, und man versprach, ihre Klage aus allen Kräften zu unterstüzzen.

So sehr die Wittwe gegen meinen Onkel aufgebracht war, so fühlte sie doch, daß ihrem Manne kein Unrecht geschehen sei. Ihr Gewissen sagte ihr, daß es sträflich wäre, sich der Kabale eines Oberpriesters und eines Konsiliums von Unterrökken zu bedienen, um einen rechtschaffenen, gerechten Minister zu stürzen. Diese ihre Gewissenszweifel endekte sie ihrem Beichtvater, und erklärte sich gegen selben, daß sie ohnmöglich wider den blauen Esel bei dem Könige klagen könne. Ihr Beichtvater, ein sehr frommer und in der Gottesgelehrheit bewanderter Mann, lachte laut auf über die ängstlichen Be-

denklichkeiten der Wittwe. Er bewies ihr deutlich aus den Büchern berühmter Theologen, daß es nicht nur eine erlaubte, sondern so gar um den Himmel verdienstliche Sache sei; versprach ihr eine Stelle unter den heiligen — Jungfrauen, wenn sie sich ganz der Leitung des Oberpriesters überliesse; drohte ihr hingegen mit der ewigen Verdammung, wenn sie es nicht thäte, weil sie ihrem geistlichen Hirten in allem Gehorsam schuldig sei. Bei dem Worte, ewige Verdammung, erschrak die gute Wittwe so sehr, daß sie ihrem Beichtvater ohnmächtig in die Arme sank, worüber dieser wieder so sehr erschrak, daß er mit der Wittwe auf das zum Glük darneben stehende Ruhebette fiel, und mit seiner Nase gerade auf die ihrige sties, wodurch die erschrokkene Wittwe wieder zu sich kam, dem Beichtvater, gar höflich für das Laben in der Ohnmacht dankte, und ihm alles zu thun versprach, was er von ihr verlangte.

Die Klage war noch am nämlichen Tage aufgesezt und dem Könige überreicht. Es war alles so veranstaltet, daß sie just

zu dieser Stunde Seiner Majestät eingehändiget wurde, da der Oberpriester und die Präsidentin des Unterrokskonsiliums zugegen waren, die sich entsezlich verwunderten, wie unter den Blikken des gerechtesten Königs ein solche Ungerechtigkeit habe geschehen können. Man bewies seiner Majestät, wie nüz lich der Nachdruk sei; besonders wenn Sie ein Privilegium darüber ertheilten, wofür jeder, der dessen geniessen wollte, etwas an die königliche Kammer zahlen müßte. Seine Majestät begriffen die wichtigen Gründe für die Nüzlichkeit des Nachdruks sehr wohl, zürneten gewaltig über den blauen Esel und ließen ihn auf der Stelle zu sich kommen, um ihn ihren allergnädigsten Unwillen zu bezeigen. Der Oberpriester und die Präsidentin freuten sich heimlich darüber, glaubten meinen Onkel schon gestürzt zu haben, dankten Gott mit einem andächtigen Gebetchen herzlich dafür, empfohlen sich in die fernere Gnade seiner Majestät, und gingen ihres Weges, weil sie nicht gerne mit meinem Onkel zusammen treffen wollten; denn so tükkisch und boshaft Heuchelei und an-

däch-

dächtige Schadenfreude ist, so trauen beide Ungeheuer sich doch nicht, der Rechtschaffenheit unter die Augen zu treten.

Mein Onkel erschien, und seine Majestät stellten ihn des gehangenen Nachdrukkers wegen zur Rede. Der blaue Esel vertheidigte sich mit Gründen, die jedem — nur keinem Könige billig und gerecht scheinen musten. Seine Majestät waren nicht davon überzeuget.

K. Ich will nun einmal, daß man in meinen Staaten nachdrukke.

M. O. Euer Majestät können das nicht wollen. Es ist eine Ungerechtigkeit.

K. Nichts ist ungerecht was Könige wollen.

M. O. Gnädigster Herr.

K. Und ich erlaube Allen, fremde Bücher nachzudrukken, versteht sich, wenn sie mich vorher für dieses Privilegium bezahlen.

M.

M. O. Auch fremdes Gut hat seinen Eigenthümer; und es bleibt immer Diebstahl, einem etwas zu stehlen, der in meinem Hause wohnt, oder in meines Nachbars seinem. Wenn Euer Majestät den Nachdruk fremder Bücher erlauben, so können Sie ja eben so gut ein Privilegium ertheilen, auswärtigen Kaufleuten ihre Waare, reichen Wechslern ihr Geld zu stehlen. Diese Gewalt, Sire, kann ich Ihnen unmöglich zu gestehen, denn sie ist wider alle Gesezze.

K. (Aufgebracht stampft mit dem Fusse auf dem Boden.) Bin ich nicht König? Kann ich nicht Gesezze geben, und vernichten? Wenn nun ein Gesez da ist, welches den Diebstal unter was immer vor einen Namen verbietet; so vernichte ich von heute an dieses Gesez, und ertheile ein anderes dafür, welches den Diebstal erlaubet. Wer kann was dagegen einwenden, sobald seine Armee nicht so stark ist, wie die Meinige.

M. O. Niemand!

K. Warum liessen Sie also den Nachdrukker hangen?

M. O. Weil er des Privilegiums sich anmaßte, ohne Euer Majestät dafür gezahlt zu haben.

K. Wie, er hat nichts dafür an mich gezahlt, daß er nachdrukte?

M. O. Nichts.

K. Ja, da haben Sie Recht gehabt, lieber Kanzler! Künftig sollen alle gehangen werden, welche nachdrukken, ohne das Privilegium für baares Geld eingelößt zu haben; die aber dafür zahlen, sollen meines besondern Schuzzes geniessen. Die Klage der Wittwe des Gehangenen fertigen Sie ab. Ich kann nichts darin sprechen. Ich seh' Sie sind unschuldig, lieber Kanzler! Warum drukte er nach, ohne vorher von mir ein Privilegium dazu gekauft zu haben. — Das war Unrecht.

M. O. Euer Majestät sind der gerechteste Monarch.

K. Das bin ich, nur zahlen muß man. Seine Majestät lobten izt den Diensteifer meines Onkels. Befohlen ihm, ferners genau Acht zu haben, daß keiner ohne Privilegium nachdrukke, und entliessen ihn mit der freundlichsten Versicherung Ihrer vollkommensten Gnade.

Achtzehntes Kapitel.

Staatseinrichtungen, worin mein Onkel beweist, daß ein Esel wirklich mehr Verstand habe, als die Menscheu.

Mein Onkel glaubte das Vertrauen des Königs vollkommen zu besizzen. Er hatte so ziemlich seinen Karakter studiert, und da er sah, daß man mit Geld bei Seiner Majestät alles ausrichten könne, so traf er einige Anstalten, wodurch in der That sehr grosse Ersparrungen gemacht wurden. Freilich traf es meistens die Geistlichen, deren gröster Feind mein Onkel war, und die ihn, wie billig, nach der Vorschrift ihres Institus — liebten! nicht doch, meine Leser, — haßten.

Auch hatten Sie grosse Ursache dazu. Eh mein Onkel ans Staatsruder kam, herrschten sie nicht nur allein im Kabinete, sondern sie kommandirten auch die

Ar-

Armeen; aber kaum war das Staatsruder in den Händen meines Onkels, als dieser sie sowohl aus dem Kabinete, als aus dem Lager verdrängte. Bei seiner Reformazion der Geistlichen, wozu er den König nur durch die Vorstellung des Gewinnstes brachte, stellte er ihm auch so nachdrüklich vor, daß er dieses für den Staat so wichtige, und für seine Schazkammer so nüzliche Geschäft nie werde vollkommen zu Stande bringen, wenn er den Geistlichen einen Einflus in die Staatsgeschäfte zulasse. Er machte ihm begreiflich, daß es nöthig sei, um das angefangene Werk der Reformazion nicht nur allein immer zu verbessern, sondern auch für die Zukunft zu befestigen, dem Thronfolger keine geistliche Erziehung geben zu lassen. Der König begrif alles sehr wohl, und that — was wir bald lesen werden.

Mein Onkel trachtete nicht nur allein den Staat, dessen Wohl ihm anvertrauet war, aus dem Grunde zu kennen, sondern er bemühte sich auch die Kenntnis fremder Staaten zu erlangen, um diejenigen

ingen Einrichtungen, die darin gut sind, einzuführen. Er fand sehr wenig, was ihm behagte. Er sah, wie die meisten Staaten auf nichts als auf die Vermehrung der Volksmenge dachten: wie sie alle Mittel anwendeten, die Bevölkerung zu fördern, ohne zugleich darauf zu sorgen, wie alle leben sollen; weil sie den falschen Grundsaz hatten: die Volksmenge befördere die Industrie, und durch sie könne jeder Nahrung erhalten. Sie sind Thoren, dachte er. Die menschliche Industrie kann keinen Hund ernähren, sobald es ihr an Mitteln fehlt, thätig zu sein. Last uns erst unsre Bürger in Uiberflus sezzen, last uns erst neue Nahrungszweige finden, eh wir auf die Vermehrung der Einwohner denken. Sind unsre Bürger im Wohlstande, haben wir Mittel die Nahrungswege zu öfnen, dann giebt sich die Bevölkerung von selbst. Lebt aber der Bürger in höchster Dürftigkeit, so schlägt diese jeden Trieb zur Fortpflanzung seines Selbst danieder: man ist froh, keine Kinder zu zeugen, weil man weis, daß nur Elend, Kummer und Mangel ihrer harre.

Aus dieser Ursache macht mein Onkel die Einrichtung, daß niemand, der sich nicht hinlänglich ausweisen konnte, für eine Familie vollkommenen Lebensunterhalt zu haben, heurathen durfte. Er wollte lieber weniger Unterthanen, und diese glüklich, und deswegen auch rechtschaffen haben; als Milionen von Bettlern, und also auch von Schurken. Indem er glaubte, daß der Staat mit wenigen im Wohlstande lebenden Bürgern mächtiger und glüklichen sei, als derjenige, dessen Bevölkerung die Nahrungszweige übersteigt. Des ersteren Ruhe wird nie von seinen eigenen Bürgern gestört werden; der andere wird immer gegen seine eigene Kinder zu Felde ziehen müßen. Er dachte also erst, woher Nahrung für mehrere Menschen, eh er ihre Zahl zu vergrössern suchte, und nicht, wie die meisten Staaten: nur mehr Menschen! eh sie wissen, wovon diese leben sollen, weil sie glauben, sind nur die Menschen da, die Nahrung kömmt von sich selbst.

Durch diese Einrichtung ist leicht zu vermuthen, daß es der Bettler sehr wenige werde gegeben haben; da aber unter so vielen Millionen, doch immer Preshafte und auch Taugenichte sind, so traf er die Anstalt, daß er für wahrhaft Arme Häuser errichtete, worin jeder aufgenommen wurde, der sich meldete, nnd untüchtig zur Arbeit befunden ward: für jene, welche keine Arbeit hatten, bestellte er Arbeitshäuser, worin jeder so viel täglich gewinnen konnte, als er sonst gewöhnlich mit seiner Tagarbeit erwarb; für Müssiggeher bestimte er das Zuchthaus, worin sie so lange nur für Kleidung und Kost mit einer leichten Kette geschlossen arbeiten musten, bis sie an ein thätiges Leben gewöhnt waren. So war also das Bettelgehen auf das schärfeste verboten; aber nicht wie in andern Staaten, wo man es verbietet, ohne für die Arme auf eine oder die andere Art zu sorgen.

Neunzehntes Kapitel.

Quid virtus, et quid sapientia possit!

Nach der wahren Uibersezzung Ihre Anhänger arm machen, und im Elend schmachten lassen.

Mein Onkel fiel in die Ungnade des Königs, Seine Majestät verminderte den Gehalt der Staatsbeamten, und schafte deren noch viele ab. Der blaue Esel hielt das für ungerecht, er sezte eigenmächtig die abgedankten Beamten wieder ein, und vergrößerte den verminderten Gehalt. Seine Majestät waren sehr dagegen aufgebracht, und verboten meinen Onkel durch 8 Tage den Hof. Jederman hielt den Sturz meines Onkels unvermeidlich, aber die Gräfin von Funkenberg, die über den König alles vermogte, hatte ihn gegen diesen Sturm geschüzt. Doch wie es nun schon in dieser Welt nicht anders geht, — auch bei ihr verlor mein Onkel — freilich ohne sein Verschulden — alle Zuneigung, und nun war sein Fall unvermeidlich.

Wir wissen die Ursache, warum die gnädige Gräfin den blauen Esel in Affekzion nahm.

Anfangs wuste mein Onkel nicht, welches Verdienst ihm die Gräfin vor andern einräume; allein bei einer Tafel, wo von Herkules Thaten gesprochen wurde, und ihn die Gräfin lächelnd mit diesen Worten anredete: „Nicht wahr, lieber Chevalier, Sie fühlen sich auch zu solchen Unternehmungen fähig, durch welche Herkules so berühmt ward?„ gieng ihm das Licht auf. Er wurde über und über roth; denn er fühlte, daß ihm von Natur vor allen Ungeheuern graute, und daß er, wenn er auch übrigens Tapferkeit genug besässe, die Keule, mit welcher allein nur fünfzig Drachen besieget werden können, nicht habe. Nun konnte er sich freilich manches erklären; konnte manche Rede der Gräfin deuten; aber was war zu thun? Ihr den Irrthum zu benehmen, war nicht rathsam; er hielt also für das Beste, sie so lange, als möglich zu täuschen. Er vermied sorgsam jede Gelegenheit, wo die Gräfin ihn hätte auf die Probe stel-

stellen können, ob er auch wirklich so viel Herkules sei, als sie von ihm glaubte. Noch bis izt hat es ihm allzeit gelungen, den Versuchungen der Gräfin, ohne daß sie auf die wahre Ursache verfallen konnte geschikt auszuweichen. Aber wie ein Unglük selten allein kommt, ohne ein Gefolge hinten nach zuschleppen, so fügte es sich unglüklicher Weise, daß er seinem Unstern nicht mehr ausweichen konnte.

Daß mein Onkel in der Ungnade des Königs sei, war beim ganzen Hof bekannt; es blieb also auch vor den Ohren der Gräfin von Funkenberg kein' Geheimnis. Sie lies meinen Onkel rufen, um mit ihm aus der Sache zu reden; eigentlich aber wollte sie wissen; ob er denn wirklich verdiene, daß sie sich seiner ferners annehme.

Mein Onkel, in der Verlegenheit, worein er durch die Ungnade des Königs gerieth, vergas auf die Probe, die die Gräfin mit ihm vornehmen könnte; und eilte zu ihr, um durch ihre Vermittelung, die Gunst des Monarchen wieder zu geniessen.

War der schwüle Tag, oder die Nachlässigkeit der Zofe, oder sonst was schuld, daß die gnädigste Gräfin im grösten Negligee sich befand, wissen wir nicht; indessen ist so viel gewis, daß sogar der florentinische Gaze, mit welchem sonst die Gräfin ihren Busen aus Schamhaftigkeit zu bedekken pflegte, auch diesmal vergessen war. Bei dem Anblikke der Gräfin ward meinem lieben Onkel am ganzen Leibe über und über heis. Dieses werden uns zwar alle Männer gerne glauben; wenn wir sie aber versichern, daß es aus einer ganz andern Ursache, als ihnen vielleicht in dergleichen Gelegenheiten warm zu werden pflegt, geschah; so werden sie gewis über die Dumheit des Geschichtschreibers des blauen Esels lachen, der ihnen so was weiß machen will. Indessen war es doch so. Furchtsam sah mein viel theurer Onkel nach der Thüre; aber — sie war — vielleicht wieder aus Versehen der Zofe — verriegelt.

Sie sind in Ungnade, redete ihn die Gräfin an, und zog ihn neben sich auf das Ruhebettchen. Sein Sie deswegen

unbekümmert, lieber Chevalier, die Ungnade eines wie Schilfrohr schwankenden Königs hat nicht viel zu bedeuten. Zwar sind im Punkte des Zorns und der Rache Seine Majestät sehr standhaft; aber ich will das Ungewitter, das Ihnen droht, schon ableiten.

Unsre Leser und Leserinnen werden vermuthlich den neuen Amadis gelesen haben, und sich der Stelle, wo die Tochter des Sultans von Bambos eine schöne Statue im Garten fand, zu erinnern wissen. Die Vortreflichkeit der Kunst, welche die Natur so ganz nachgeamt hatte, daß die schöne Statue mehr das Werk dieser Schöpferin, als eines Praxitilles zu sein schien, lokte sie hin, um, als Kennerin, dieses Meisterstük näher zu untersuchen. Ihre Verwunderung wuchs, jemehr sie untersuchte. Es war so viel Leben in dieser Statue, daß sie unmöglich glauben konnte, sie sei aus Stein geformet. „Nein, dachte sie, es ist nicht das Werk der Kunst. Diese Regelmässigkeit der Gliedmassen, diese so natürliche Muskulatur, diesen Kontur, dieses aus

dem

dem Bilde hervorschimmernde Leben, kann sie keiner Statue ertheilen. Dich täuscht dein Gesicht. „ Um nun mit mehrerer Sicherheit urtheilen zu können, beschloß sie mit dem nie zu betrügenden Sinn des Gefühls zu untersuchen.

Wir müssen der Kennerschaft dieser Prinzessin Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und den Lesern sagen, daß diese Statue wirklich von der Natur gebildet ward, und nur durch Zauberei das Werk eines künstlichen Meisels schien. Die Prinzessin befühlte die Statue, und fand immer mehr und mehr Ursache zu glauben, daß die Kunst keinrn Theil daran habe. Die Neugierde führte so lange ihre Hand auf der schönen Statue herum bis sie — freilich unwillkürlich — denjenigen Theil berührte, mit welchem der Zauberer die Entzauberung verbunden hatte. Die Statue ward belebt, und die Prinzessin sank vor Schrekken ins Gras, und zog, weil sie in der Angst die Hand fest zudrükte die Statue nach sich.

Und wozu erzälen sie uns alles dies? Darum, weil sich die Gräfin

mit meinem lieben Onkel in den nemlichen Falle befand. Sie sank erschrokken aufs Ruhebette zurük und — zog Ihren Onkel nach sich? — Nein, liebe Leser und schöne Leserinnen, sie that's nicht. Zwar können wir nicht sagen, was sie an der Stelle der Prinzessin von Bambos gethan hätte; aber so viel ist gewis — Sie konnte meinen Onkel nicht nach sich ziehen

Da sie sich von ihrem Schrekken erholte, sprang sie wüthend auf, und überhäufte den blauen Esel mit den emfindlichsten Vorwürfen. Sie scholt ihn einen Betrüger, dessen Aeusserliches empfehlender sei, als sein wahres Verdienst. Sie gebot ihm auf der Stelle ihre Blikke zu fliehen, und sich ihr nie wieder unter die Augen zu stellen. Mein Onkel traute sich nicht, etwas zu seiner Entschuldigung vorzubringen. Die Schaam band seine Zunge. Er verlies, die Ohren tief geneigt, das Zimmer der Gräfin, und schien ihr nur mit einem Blik zu sagen — es ist nicht meine Schuld, die gnädige Frau schien, oder wollte ihn nicht verstehen,

hen, und da mein Onkel sich entfernt hatte, machte sie den festen Vorsaz, von dem Verdienste der Männer nicht eher, als nach gemachter Erfahrung, zu urtheilen.

Und
quid Virtus et quid Sapientia possit!

Wir kennen auf Gotteserdboden nichts schlechteres, als was die Philosophen darunter verstehen. Wer nur diese zwo Gesellsafterinnen hat, darf sich nirgends sehen lassen, ohne verachtet und verspottet zu werden; Glük wird er schon gar keines mit ihnen machen. Besser ist, was die Weiber Virtus und die Welt Sapientia nennet. Man kommt damit überall fort, und ist gewis in allen Dingen glüklicher. Wie mancher Abbe kann aus der Erfahrung für diese Wahrheit bürgen.

Zwan-

Zwanzigstes Kapietel.

Wer steile Felsen hinanklimmt, stürzt in tiefen Abgrund, und kann von Glüke sagen, wenn er mit einem Beinbruch davon kommt.

Nun war es um das Glük meines Onkels gesehen. Die lezte Stüzze sank mit der verlornen Gunst der Gräfin von Funkenberg, und er hatte nichts mehr, woran er sich auf der steilen Höhe halten konnte. Izt erwartete er alle Augenblikke die völlige Ungnade; aber die Gräfin wollte ihn nicht so geschwind stürzen, um bei der argen Welt keinen Anlas zu verschiedenen Muthmassungen zu geben. Sie beruhigte daher für diesmal den König, und brachte den blauen Esel wieder in die Gnade desselben.

Welche Freude fühlte mein Onkel, als ihn der König mit der gnädigsten Mine bei Hof empfing, und in seinem Betragen

gen all das Vertrauen blikken lies, dessen er ihn ehmals gewürdiget hatte. Er vergas alle Gefahr, und glaubte so fest zu stehen, das ihn nichts erschüttern könne. Wie sehr irrte er sich!

Hätte mein Onkel dem Rathe des Giuseppo gefolgt, er würde sich lange haben erhalten können; aber zu seinem Unglükke erinnerte ihn seine Nase erst dann, wie oft er sich selbe schon blutig gefallen habe, wenn sie von einem neuen Falleb luztete. Dies wuste die Gräfin, und so arbeitete sie unter der Hand an seinem Unglükke, während dem es vor der ganzen Welt scheinen muste, als habe er selbst die Schuld desselben.

Die Gräfin wuste, wie sehr mein Onkel dem König widerrathen habe, dem Thronfolger keine geistliche Erziehung zu geben. Sie wuste, daß er, wenn der König es thun sollte, mit allen Kräften dagegen eifern würde, und dies sollte der erste Schritt zu seinem unvermeidlichen Sturze sein. Dem Könige gelüstete es lange nach einem Brunnen, der in einem

benach-

benachbarten kleinen Staate lag. Man nannte ihn die Goldquelle, weil dessen Wasser eine Menge von diesem Metal mit sich führte. Seit lange dachte der König immer darauf, eine schikliche Gelegenheit zu finden, um auf diesen Brunnen Anspruch machen und ihn in Besiz nehmen zu können. Auch dies widerreith mein Onkel. Er sah die gefährlichen Folgen vor, die daraus für den Staat entstehen konnten, weil die Bundsgenossen des kleinen Staates nie zugeben würden, daß dieser der einzige Quelle, woraus er seinen Reichthum schöpfe, sollte beraubt werden. Er rieth seiner Majestät, lieber darauf zu denken, ihre Länder, die sie schon besizzen, zu beglükken, als wie sie neue erobern können, um sie mit den andern auch unglüklich zu machen;

Einst als der König sich, wie gewöhnlich, bei der Gräfin von den Staatsgeschäften erholte, schlug sie ihm einen Geistlichen vor, den sie wünschte, als Gesellschafter bei dem Thronfolger angestellt zu sehen. Der König, der ihr in solchen Augenblikken nichts versagen konnte,

und überhaupt auch gerne einen Geistlichen bei dem Prinzen gehabt hätte, gab ihr sogleich sein Wort, und am folgenden Tage erschien auch der geistliche Schleichhahn am Hof des Prinzen, um seinen Unterricht anzufangen.

Nun war es freilich nicht allzu vernünftig vom König gehandelt, wenn er wollte, daß seine von ihm angefangene Veränderungen von dem Prinzen sollten fortgesezt werden, selben einen Geistlichen, von dem er die entgegengesezten Grundsäzze erhalten muste, zum Gesellschafter zu geben. Allein der grosse König that es, weil er — von Weibern und Geistlichen beherrscht wurde, ohne es selbst zu wissen, und folglich immer glaubte, er thue alles für sich selbst.

Sobald dieser Schritt gethan war, rieth die Gräfin Seiner Majestät, Ihre Ansprüche auf die Goldquelle geltend zu machen. Sie stellte diese Unternehmung so leicht vor, das der König in der ersten Hizze also bald einen Kurier dahin

ab-

abfertigte, der die Goldquelle von dem Beherrscher des kleinen Staates zurückfoderte, weil sein Ur = Ur = Ahnherr einmal daraus geschöpft hatte, und die Drohung hin zu fügte, deß die Verweigerung seines Antrags statt der Kriegserklärung gelten sollte. Auch dies war ein unbesonnener Streich von seiner Majestät — Aber er war geschehen.

Kaum erfuhr mein Onkel was vorgefallen war, als er in der ersten Hizze nach Hof fuhr, und dem König die dringendesten Vorstellungen dagegen machte. Da er sah, daß der König hartnäkkig auf seiner Meinung beharrte, so ging er in seinem Eifer für das wahre Wohl des Königs und des Staates so weit, daß er ihm die bittersten Wahrheiten ins Gesicht sagte. Alles, nur die Wahrheit konnte der König nicht vertragen. Er blikte meinen Onkel zornig an, und gebot ihm, auf der Stelle den Hof zu meiden. Mein Onkel sah izt nur zu spät ein, daß er wider die Klugheitsregel des Giuseppo gefehlt habe. Er wollte seinen Fehler verbessern; aber der König hörte ihn nicht

an, sondern kehrte ihm den Rükken zu, und ging in sein Kabinet. Wie vom Donner am Boden geschmettert stand mein Onkel ohne alle Besinnungskraft, bis er sich endlich erholte, und langsam, von dem schreklichen Schlage noch ganz betäubt, nach Hause trabte.

Der König fuhr indessen zur Gräfin von Funkenberg, und erzählte ihr, was mit seinem Kanzler vorgefallen sei. Wie sehr erstannte die Gräfin darüber! wie bedauerte sie, Seiner Majestät einen Minister angerühmt zu haben, dem die nothwendigste Eigenschaft, krichende Geschmeidigkeit unter dem Eigendünkel des Monarchen, mangle! Sie wuste die Glut so gut zu schirren, und den Zorn des Königs wider meinen Onkel so stark anzufachen, daß er beschlos, ihn noch am nämlichen Tage nicht nur allein seiner Würde zu entsezzen, sondern auch sogar vom Hofe und aus allen seinen Staaten zu verbannen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Leser bekommen wieder einen ehrlichen Kerl zu sehen, den sie schon im ersten Theile kennen lernten

Traurig und niedergeschlagen sas mein Onkel, und dachte seinem Schiksale nach. Er hatte erfahren, daß alle diese Einschläge dem Könige von der Gräfin zu kamen, er wuste auch, daß sie es nur, ihn zu stürzen, gethan habe. Sein Kammerdiener stand in der Affekzion der Zofe, welche ihm alles, nach dem er ihr doch vorher das heiligste Stillschweigen schwören muste, entdekte. Sie sagte ihm, daß ihre gnädige Gebieterin seinen Herrn blos deswegen hasse, und strafe, weil er nicht ganz so vollkommen, wie der Herr Kammerdiener, sei. Unsre Leser, und noch vielmehr, unsre Leserinnen werden

den neugierig sein zu wissen, was denn meinem vielgeliebten Onkel zu dieser Vollkommenheit mangelte, und wie er zu diesem Verluste kam? Was ihm fehlte, Schöne Leserinnen? Ja, wollten Sie es nicht lieber errathen; oder, wenn sie es nicht errathen, in einem andern Buche nachschlagen; oder sich's — von ihrer Mama sagen lassen.

Mein Onkel sas traurig in seinem Zimmer, nnd dachte über die Ungerechtigkeit der Gräfin nach, die auf ihn eines Fehlers wegen, den er selbst gar nicht begangen hatte, und woran die unselige Neugierde seines Vaters einzig und allein Schuld war, zürnte und ihn dafür strafte; als mit einem Male an der Thüre heftig gepocht ward. In solchen Fällen stellt man sich immer das schlimste vor, und darum glaubte mein Onkel, es wär' die Wache, die ihn ins Gefängnis führen wollte. Vor Furcht zitternd stotterte er das Wort: herein! langsam heraus; aber wie gros war seine Freude, als er den ehrlichen, braven Engländer vor sich sah. In diesem Augenblikke ver-

gas er alles. Er sprang auf, um den Mylord mit allen Zeichen des wonnevollesten Entzükkens, mit welchem der Anblik eines guten Freundes unser Herz belebt, zu empfangen.

God damne me! rief der Engländer, es freut mich Sie zu sehen, und, was ich wünschte, so glüklich, als Sie es nur hoffen könnten „ Mylord hatte gehört, daß mein Onkel Erster Staatsminister und Kanzler sei.

Nun traf die ganze Erinnerung seines Unglüks den blauen Esel wieder. Er seufzte, und sagte.

„Ach Mylord, ich bin nicht so glüklich, als Sie glauben!„

Gott verdamm mich! warum nicht? Was fehlt Ihnen.

Izt erzählte ihm mein Onkel alles umständlich, und beklagte sich über nichts so sehr, als daß ihn die Gräfin für die Neugierde seines Vaters bestrafe.

Engl. (lacht) Ha! ha! ha! das ist der Fall von allen Menschen. Trösten Sie sich damit.

M. O. Daß Seine Majestät doch König von Egypten wären.

Engl. Und warum das?

M. O. Ich weis, das Todtengericht würde ihm die Beerdigung versagen; denn gewis, ich werde meiner Würde beraubt, weil ich für das Beste des Staates gesorgt habe. Ich lobe die Egyptier

Engl. Und ich sage Ihnen, sie sind Narren. Das ganze Gericht, welches Sie über ihre Könige nach deren Tod halten ist eine elende Posse, die keinen Eindruk auf ihre Monarchen haben kann. Was schiert sich der König darum, ob man ihn nach seinem Tode begräbt, oder nicht, wenn er bei seinen Lebzeiten thun kann, was er will? Die Wahrheit, die Königen erst nach dem Tode gesagt wird, taugt den Geier mehr. Da sind wir Engländer klüger; wir sagen unsern Köni-

gen noch bei ihren Lebzeiten die Wahrheit, so können sie ihre Stimme doch hören, und ihr folgen, und wir einen Nuzzen davon haben.

M. O. Freilich ist dies das beste; aber wo darf man Königen die Wahrheit bei ihren Lebzeiten sagen?

Engl. In England Freund, sonst nirgends.

Eure grossen Monarchen haben durch Ihre Bücherinquisitionen dafür gesorgt, daß Ihnen nie die Wahrheit gesagt werde. Mein Onkel schwieg und dachte — — —

Engl. Was wollen Sie izt thun.

M. O; Ich weis noch nicht; denn—

Er konnte nicht seine Rede enden. Ein Hofrath, von einem Offi zier und der Wache begleitet, trat ein, und überreichte meinem Onkel ein versiegeltes Papier. Zitternd brach er es auf, und fand, daß

ihm seine Würde entnommen, und er aus allen Staaten des Königs auf immer, aus besonderer Gnade stand mit grossen Buchstaben aufgezeichnet, verbannet sei. Sobald er es gelesen, nahm der Hofrath alle seine Papiere, empfahl sich, und wünschte ihm höhnisch lächelnd eine glükliche Reise.

Pfui, sagte der Engländer, nachdem er die Schrift des Königs gelesen, Pfui! einen Minister deswegen abzusezzen, weil er vernünftige Vorstellungen gemacht hat. Kommen Sie Freund! so lange ich lebe. sollen Sie nicht Mangel leiden. Seine Majestät dürfen Gott verdamm' mich! nicht sorgen, wir werden Ihnen nie wieder kommen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Wenn man auf Reisen nichts bessers weis, so erzählt man sich Mährchen, oder seine Lebensgeschichten, die um nichts besser sind

Dies ist also Ihre Gattin Mylord? indem mein Onkel auf ein schönes Franenzimmer wies, das einen Plaz neben dem Engländer im Reisewagen einnahm, — Wie glüklich sind Sie, daß Ihr Vater nicht neugierig war.

Engl. Und Sie kennen sie nicht?

(Mein Onkel betrachtete sie izt aufmerksam.) Bei Gott doch nicht das Mädchen, das wir im Walde trafen.

Engl. Das nämliche.

M. O.

M. O. Da bin ich recht begierig den Ausgang der Geschichte zu vernehmen.

Engl. Den sollen Sie hören. Wir haben ja ohnehin izt nichts bessers zu thun.

Und ich glaube, meine Leser werden izt auch keine nothwendigeren Geschäfte haben, und so wollen wir uns immer, wenn es Ihnen gefällt, den Schlus der Geschichte, wovon wir im ersten Theil fast schon den grösten Theil gehört haben, erzählen lassen.

Mylord begann. Ich lies Luzien bei dem rechtschaffenen Pastor, der ihr ein Zimmerchen in seinem Hause einräumte. Unsre Seelen kannten sich schon vorher, und darum wurden sie bald vertrauter. Luziens übermässiger Schmerz ging in sanfte Traurigkeit über, und auch diese schwand nach und nach; sie war, da sie der Stunde ihrer Entbindung näher rükte, vollkommen heiter. Indessen erkundigte ich mich nach allen Umständen, die sie angingen, genauer; besonders nach ihren Eltern.

tern. Ich fand alles so, wie mir Luziens Freundin die Geschichte erzählt hatte, und dies band mich noch mehr an mein liebes Mädchen. Ich reiste zu ihren Eltern, sagte Ihnen, daß ich von ihrer Tochter Aufenthalt wisse, und bat sie um ihre Einwilligung, zu meiner Verbindung mit Luzien. Daß man sehr gerne darein gewilliget habe, können Sie glauben.

Ich nahm Luziens Eltern mit mir, und reiste wieder zu meinem braven Pastor. Da wir ankamen, fanden wir das liebe Mädchen von einem schönen Knaben genesen. Meine Freude war eben so gros, als wenn ich selbst Vater zu diesem Kinde gewesen wäre. Von der Freude der Eltern, ihre Tochter wieder zu sehen; und wie sich Luzie bei dem Anblikke derselben benahm, sag ich Ihnen kein Wort: das können Sie bei einem Romanenschreiber nachschlagen.

Sobald sich Luzie vollkommen erholet hatte, verband ich mich mit ihr. Von den Glossen des Oberamtmanns, dem Nase-

rümpfen der Mamsel Netchen, und dem Spötteln der Jungfer Mumchen will ich schweigen; denn ich bin über solche Menscheninsekten eben so sehr hinaus, als der Adler, über die Staubmükke. Ich reiste nach der Verbindung mit Luzien nach*** Wir waren kaum vierzen Tage daselbst, als der saubre Graf T*** mich besuchte. Meine Gemahlin ward bei seinem Anblikke ohnmächtig, und ich bemerkte, daß er auch seine Farbe veränderte. Ich eilte meiner Gemahlin zu Hülfe, und lies sie, da sie sich ein wenig erholte in ein anders Zimmer bringen. Der Graf empfahl sich bald, und ich erkundigte mich nach Luziens Befinden, und um die Ursache ihrer Ohnmacht. Sie entdekte mir, daß eben dieser Graf ihr Verführer sei, der sie nachher so schändlich veelassen hat. Mein Blut kochte; aber da ich keinen unnöthigen Lärm machen wollte, lies ichs gut sein; und rieth meiner Frau, künftig in seiner Gesellschaft ihre Verwirrung nicht mehr so stark hervorbrechen zu lassen,

Luzie erhielt mit der Ruhe Ihres Herzens auch alle ihre Reize wieder. Sie ward wieder die kleine Zauberin, die — sie noch izt ist — Mylord küste sie. — Dies fachte die Begierden des Grafen von neuem an. Er schmeichelte sich über Luzien, als Frau, noch leichter zu siegen, als er über sie, als Mädchen, siegte. Bei allen Assembleen, Spaziergängen, Bällen u. d. gl. verfolgte er sie unaufhörlich. Ich bemerkte es, stellte mich aber nicht dergleichen zu thun. Endlich sagte mir meine Frau, daß Sie sich vor dem ungestümen Zudringen, des Grafen nicht mehr zu bergen wisse, und bat mich, sie, so bald es möglich, von hier zu bringen. So viel Niederträchtigkeit von Seiten des Grafen, dem es nicht genügte, das Mädchen Luzie unglüklich gemacht zu haben, sondern der auch das Weib treulos machen wollte, sezte mich gänzlich in Wuth. In der Hizze wollt' ich ihm den Degen durch sein wollüstiges Herz stossen; aber zum Glük behauptete meine Vernunft ihre Rechte, und zeigte mir, daß so ein Schurke nicht verdiene, seinethalben den Degen zu ziehen; sondern alles, was man ihm mit Ehren thun kön-

könne, sei, ihm den Rükken tüchtig abzubläuen. Dies wollt' ich und darum ließ ich ihm durch meine Frau ein Rendezvous geben. Er erschien, fand meine Gemahlin allein auf dem Sofa, warf sich zu ihren Füssen, brachte einige Entschuldigungen über sein voriges Betragen vor und wollte — Paf! hatte er einen derben Stokstreich über den Rükken; denn so wie er eintrat, schlich ich aus einem Nebenkabinette ins Zimmer. Erschrokken sprang er auf, aber ich warf ihn gleich wieder zu Boden, und bläute ihn dermassen, daß ich ihn nach Hause tragen lassen muste.

Zu feig, seine Beleidigung selbst zu rächen, lies er mich durch einen dritten ausfordern. Da ich es aber für Raserei hielt, sich mit jedem, den die Lust dazu anwandelt, zu schlagen, so stellte ich mich nicht. Nun rühmten sich beide, ich hätte die Ausforderung nicht angenommen, und die ganze Stadt hielt mich für einen Poltron. Da ich mir aus dem Mükkengesumse nicht viel machte, so lies ich die Menschlein reden, was sie wollten;

als man es aber gar zu arg trieb, und sogar meine Ehre angrief, zeigte ich, daß ich nichts weniger, als Poltron sei. Ich forderte nun selbst alle zwei heraus, sties des Grafen Vertheidiger nieder, daß er auf der Stelle seinen Geist der Hölle zublies, und wollte uun mit dem Grafen anbinden, als dieser auf die Knie fiel und um sein Leben bat. Diese Niederträchtigkeit brachte mich vollends auf. Ihm sein elendes Leben rauben, wollt' ich nicht, aber ihn der Welt als einen Schurken zeichnen, das wollt' ich. Ich gab ihm einen Hieb über seine Lasterlarve, und eilte nach Hause. In einer Stunde verliessen wir *** und reisten nach den Hof von ***** wo ich Sie anzutreffen hofte. Dies ist meine ganze Geschichte.

Ich fand Sie, lieber Freund, aber eben da Sie in die Ungnade des Königs fielen. Dies hat nun vollends meinen Ekkel gegen das Menschengeschlecht befestiget. Ich sehe, daß sie alle Bösewichter, oder Narren sind, die von Tugend und Weisheit mit vollen Bakken sprechen

ohne beide zu kennen. Ich bin nun willens, nach England zurük zu gehen, um da in der Gesellschaft meiner Frau mir selbst zu leben. Sie sollen, mein liebster Gast, mein angenehmster Hausgenosse sein, wenn Sie wollen, Ich finde nun, daß es mit Eseln besser umzugehen sei, als mit den Geschöpfen, die man Menschen nennt.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen. — Ein altes Sprichwort.

Die Reisenden kamen zu einem Gasthofe, der auf der Landstrasse ganz einsam stand. Weil sie alle von der Reise sehr ermüdet waren, so beschlossen sie hier anzuhalten, Erfrischungen zu sich zu nehmen, und einige Stunden auszuruhen. Sie stiegen ab, und ein blutiges Milliondonnerwetter, das ihnen aus der Gaststube entgegenschalte, begrüßte sie.

Die Stimme scheint mir bekannt, sagte mein Onkel.

Gott verdamm' mich, es ist der Obriste, rief der Engländer, und stürzte zur Thüre hinein. Mein Onkel folgte ihm.

Alle Teufel, wie kommen Sie hieher? schrie der Obriste, denn er war es wirklich. — — Aber hol euch der und jener, erst muß ich den Kerl hier zu kleinen Stükken hauen, eh ich mit euch plaudere. Nun wollt' er auf einen Mann, der in einem Winkel sas und ein Mädchen, mit zerrauften herabhangenden Haaren vor sich fest bei der Hand hielt, eindringen. Mein Onkel und der Engländer kehrten ihren Blik hin, und beide wichen vor Erstaunen einige Schritte zurük.

Gott verdamm' mich, Mademoiselle.—

Netchen, ja, des Amtmanns Tochter, sagte mein Onkel.

Retten Sie mich, schrie das Mädchen, und bat mit weinenden Augen, sie von dem Menschen zu befreien.

Laßt mich zu allen Teufeln, donnerte der Obriste, daß ich dem Schurken seinen parfümirten Schedel entzwei schmettern kann.

Sein Sie ruhig Freund, sagte Mylord, der ihn zurükhielt, und lassen Sie mich die Sache ausmachen. Ich kenne das Mädchen.

Ei zum Teufel, wollen Sie denn den Ruhm haben, allein unglükliche Mädchen zu retten. Nun, 's mag' drum sein! Reden Sie, aber, das schwör ich Ihnen, machen Sie mir mit dem Schurken dort nicht viel Umstände, sonst —

Mylord nahte sich nun dem Mädchen, und redete Sie an. Wie kommen Sie mit diesem jungen Menschen hieher Mademoiselle? Und wer sind Sie? (indem er sich zu dem jungen Herrn wandte.)

D. j. M. Ich bin der Sohn des Ministers, und dieses Mädchen ist, oder besser, war meine Mätresse; nun ich Ihrer satt bin, und sie an einen meiner guten Freunde überlassen will, sträubt sich die Thörin, da es doch zu ihrem Besten ist; denn mein Freund ist der Sohn eines reichen Wechslers.

Netch. Schandmensch! deine Mätresse! Hast du mir nicht die Ehe versprochen; hab' ich mich nicht unter dieser Bedingung allein deinen Wünschen überlassen?

D. j. M. Ha, ha, ha. Ich sollte die Tochter eines Amtmanns heirathen? Wahrlich Mademoiselle, ich kann mich gar nicht erinnern, Ihnen dieses versprochen zu haben; und sollte es doch so sein; nun, so muste es wahrlich nur da geschehen sein, da ich von Ihren Reizen noch ganz trunken war, aber solche Versprechen, die im Rausche gemacht werden, sind ungültig, das wird Ihnen wohl Ihr Vater oft gesagt haben, denn der ist ein trefliᵃcher Jurist. Ha, ha, ha!

Mylord, dessen Blut bei den niederträchtigen Reden des jungen Herrn anfing zu kochen, trat nun näher hin, ergrif das Mädchen mit der linken Hand beim Arm, und sagte: „lassen Sie das Mädchen los, wenn ich Ihnen rathen soll.“

D. j. H. Was unterstehen Sie sich, Herr, hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß ich der Sohn des Ministers bin, und daß ich Sie. —

Bube! sagte der Engländer, ergrif ihn bei der Brust, und schüttelte ihn daß der junge Herr den Athem verlor, Bube, sagte er, und wenn du der Sohn des Königs wärest, so bist du ein elender schurkischer Bube! und mit diesem Worten warf er ihn in die Mitte der Stube, daß sein Haarbeutel in die eine Ekke flog, und das Puder aus seinen Haaren wie eine Wolke empor stieg.

Der Obriste sprang nun hinzu und warf den jungen Herrn so geschwind wieder zum Fenster hinaus, daß dieser sich kaum besinnen konnte, wie er mit einem Male so in die frische Luft kam.

Netchen dankte nun ihrem Erretter mit den verbindlichsten Worten; allein Mylord bat sie, ihm lieber zu erzählen, wie sie so weit mit dem jungen Menschen gekommen sei?

Netchen konnte es ihm nicht abschlagen. Sie gestand ihm alles aufrichtig; daß ihre Eitelkeit sie meistentheils verführt, und bewogen habe, den Wünschen des jungen Herrn nachzugeben, daß sie bald darauf Spuren der Vertraulichkeit mit ihm empfand, welches sie bestimmte, mit ihm zu fliehen.

Mylord hörte aufmerksam zu, und sobald Netchen ihre Erzählung geendiget hatte, führte er sie Luzien auf, welche indessen in das Nebenzimmer getreten war. „Kennen Sie dies Frauenzimmer?“ fragte er sie.

Netchen sah Luzien an, erröthete, schlug ihre Augen schnell zur Erde und schwieg.

Engl. Nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen, liebes Kind oder Sie zu beschämen, erinnere ich Sie an das damals unglükliche, unschuldige, gefallene Mädchen, das izt meine Gattin ist; sondern um sich der Lehre des rechtschaffnen Pastors zu erinnern, und künftig, wenn

Sie wieder von Ihren Verirrungen zurükkommen, nachsehender, und duldsamer gegen die Schwachheiten Ihres Geschlechtes zu sein.

Netchen stürzte Luzien zu Füssen, verbarg das Gesicht in ihren Schooß, und sagte mit schluchzender Stimme! „Ach Sie sind glüklich! Sie fanden einen Mann, dessen Hand Sie izt in dem Labyrinthe der Welt leitet, daß Sie sich nicht wieder verirren. — Wer wird mich gefallenes Mädchen leiten? — Werd ich mich nicht noch mehr verirren? Sie weinte izt heftig.

Luzie hob sie auf, umarmte sie zärtlich, und vereinte ihre Thränen mit den Thränen der Unglüklichen, deren Schiksal sie auf das heftigste rührte. Sie wollte was sagen, sie zu trösten; allein alles, was sie hervorbringen konnte, war: — „Sie werden ihn finden."

Engl. Ja wohl, Sie werden ihn finden, liebes Mädchen, wenn Sie trachten werden, seiner durch Ihre künftige Aufführung würdig zu sein. Der Flek,

den Ihre Unschuld erhielt, ist izt noch klein. Der Vernünftige bemerkt ihn kaum und Sie können ihn leicht ausputzen, aber — nur nicht vergrössern, liebes Mädchen, nicht vergrössern müssen Sie ihn.

Netch. Ach! wer wird mich mit meinem Vater aussöhnen, der, wie Sie wissen, so strenge gegen Verbrechen dieser Art ist; und was werd ich, hinausgestossen, allein in der Welt, beginnen?

Engl. Fürchten Sie nichts, gutes Kind, die Stimme des Blutes wird in dem Herzen Ihres Vaters lauter für Sie sprechen als sein Korpus Juris. Die Natur wird hier das Gesez sein, nach welchen er Sie richten wird, wenn er gleich über andere nach einem andern Geseze urtheilt. Wir sind gegen uns selbst nicht so streng, wie gegen Fremde.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Beweis wie sehr das obign Sprichwort wahr sei.

Während dem Mylord mit Netchen und seiner Gemalin im Nebenzimmer waren, unterhielt sich der Obriste mit meinum Onkel. Er fragte ihn, wie er sich seit ihrer Trennung befunden habe? Wohin er reise? u. d. gl. Mein Onkel erzählte ihm alles. Der Obriste unterbrach ihn manchmal mit einem blutigen Herr Gott Donnerwetter, horchte aber sonst sehr aufmerksam auf alles, was ihm der blaue Esel erzählte. Ja, ja, sagte er, so geht's Wahrheit ist ein elendes Ding, und ich hab mich schon über den Kerl zum Teufel holen geärgert, welcher sagte: Wahrheit sei gut Ding! — Tausend Schwerenoth. Ich weis nicht, was gut daran ist. Die Menschen werden wü-

thend,

thens, sobald sie nur etwas weniges von Wahrheit hören, und derjenige, welcher dumm genug ist, sie ihnen zu sagen, wird auf immer unglüklich.

M. O. Aber wie haben Sie in Ihrem Alter noch eine so weite Reise unternehmen können?

D. Obr. Tausend Teufel, Herr, es frägt sich nicht ums können, wenn man muß. Ich habe einen Schurken gezüchtiget, hab, einem Grossen die Wahrheit gesagt; beides war Unrecht, man warf mich alten Kerl, der so viele Wunden für das Wohl des Staates empfing, im Kerker, fesselte meine im Dienste des Fürsten ausgemergelte Knochen, schlepte mich einige Jahre herum, und zulezt. —

M. O. Ich bin begierig, die Ursache davon umständlicher zu hören.

D. Obr. Je nun! Ich sah einmal einige Spielern zu. Zwo davon waren vom vornehmen Adel, der eine Major, der ander lebender Taugenichts von sei-

nen Gütern, der dritte ein Fremder, der erst vielleicht der Aufsicht seines Hofmeisters entgangen war, und izt reiste, um sein Geld in fremden Ländern durchzujagen. Er verspielte grosse Summen. Ich sahs ihm an, daß er noch sehr unerfahren, und im Spiele ganz unschuldig war. Ich bemerkte, daß der Major, und der Kavalier alle Kunstgriffe brauchten, deren sich die Glüksritter zu bedienen pflegen, um ihre misliche Umstände dadurch zu verbessern. Dies ärgerte mich. Ich hielt es für das niederträchtigste, besonders für einen Kavalier, und noch mehr für den Soldaten, dessen Element die Ehre ist, einen falschen Spieler zu machen. „Pfui Teufel, ihr Herrn, sagt ich, ist das Kavaliermässig, das sie mit dem jungen Menschen da so beutelschneiderisch verfahren! Tausend Teufel, Herr Major, schämen Sie sich! tragen die Uniform des Königs, und haben sich zum Freibeüterkorp falscher Spieler engagirt! Sie verdienten, daß man Sie infam von der Armee jagte! u. s. w.“ Die beiden Herrn rümpften die Nase, wollten

Schwän-

Schwänke machen; das brachte mich in Hizze! Tausend Donnerwetter, ihr Herrn, alsobald das Geld heraus, und dem jungen Menschen zurük gegeben, oder! — Der Major wies auf den Degen; das erregte noch mehr mein Galle, daß so ein Schurke sich unterfing auf das Ehrenzeichen eines Standes zu weisen, den er durch sein schurkisches Betragen schändete. Ich fuchtelte den jungen Major herum, daß er vor Angst vergas den Degen zu ziehen, und würde ihn krum und lahm geschlagen haben, hätte man mich nicht mit Gewalt von ihm fortgerissen.

Das Ding machte Aufsehen. Der Major war ein Verwanter des Kriegsministers. Man durfte mir freilich nicht zu Leibe, aber es wurde mir indessen zu Guten geschrieben. Bald darauf entdekte ich einen Betrug meines Generalen, der das Aerarium um viele tausende betrogen hatte. Ich gab ihn an; die Sache ward untersucht, ich in Kerker geworfen, und einige Jahre mit Eisen lund Banden herumgeschlept. Mein Prozeß ging fort, die

Sache

Sache war klar; aber der Kriegsminister mein Feind; viele Generale, in Gefahr, auch als Betrüger entlarft zu werden; man wollte die ganze Sache unterdrükken; ich sollte Unrecht haben, und meinen Generalen um Verzeihung bitten; aber das lies ich bleiben, Holen euch tausend Teufel, sagt'ich, ich bitte keinem Betrüger um Verzeihung. Man drohte mir mit Kassazion, und da ich hartnäkkig dabei blieb, so wurd' ich entlassen, ohne Pension, ohne alles. Ich ging zum Könige, zeigte ihm meine Wunden, und bat um Gerechtigkeit. Er zukte die Achsel, und tröstete mich mit dem: Der Hofkriegsrath hat so gesprochen! Das Milliondonnerwetter soll Sie mit Ihrem Hofkriegsrath erschlagen, wenn Sie als Fürst nicht gerechter sein wollen, sagt' ich ihm ganz trokken unter die Nase, und ging fort. Am andern Morgen kamen drei Mann nebst einem Unteroffizier, zeigten mir ihre Ordre, mich als einen unruhigen Kopf über die Grenze zu bringen. Ich muste einpakken und fort.

Sehen Sie Herr, so gehts mit der Teufelswahrheit. Sie ist eine liederliche Mezze, die ihre Liebhaber nur ins Unglük stürzt.

Während daß sie so mitsammen sich ihre Glüks- und Unglüksfälle erzählten, hielt ein Wagen am Gasthofe still. Mein Onkel sah zum Fenster hinaus, und rief vor Verwunderung: „wie man doch so unvermuthet in der Welt wieder zusammen kommt?“

Diese Ausrufung hörte Mylord, welcher, um zu sehen, was denn das für eine unvermuthete Zusammenkunft wäre, mit Luzien und Netchen wieder in die Gaststube trat. In dem nämlichen Augenblik öfneten die beiden angekommenen Gäste die Thüre, und Schrekken, Erstaunen und Schmerz herrschte allgemein auf allen Gesichtern. Mein Vater! schrie Netchen ängstlich, und sank ihrer Freun-

din ohnmächtig in die Arme! Mein armes unglükliches Kind! seufzte der betrübte Vater; der Herr Amtmann! der Herr Pastor! Mylord! hörte man von den andern rufen, und [alle blieben, wie eingewurzelt, stehen.

Fünf-

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Worin die Leser ganz was alltägliches finden.

Sobald die ersten Eindrükke, welche diese unvermuthete Zusammenkunft gemacht hatte, verschwunden wären, fiel Netchen zu den Füssen ihres Vaters, benezte sie mit ihren Thräuen, bereute ihre Schwachheit, und bat ihn, ihr den Kummer und die Schande zu verzeihen, die sie ihm zugezogen habe. Mylord und der rechtschaffene Pastor vereinigten ihre Bitte; aber sie hatten es nicht nöthig.

Amt. Liebes Netchen, bei Justiniansnase! hast mir vielen Kummer verursacht, aber — bist doch mein liebes Netchen! bist verführt worden, armes Kind; und da, — wer sollte nicht verzeihen? — Nicht wahr Herr Pastor — Nachsicht ge-

gen

gen Schwachheiten, das ist ja immer, was Sie predigen.

Past. Unsre erste Pflicht, Herr Amtmann.

Amt. Komm, soll dir nichts geschehen. Zittre nicht so, liebes Kind, schwör dir 's bei Justiniansnase, 's soll dir nichts geschehen.

Engl. Aber die Gesezze, Herr Amtmann, die Gesezze.

Amt. Ei was, die Gesezze! 'S ist mein Kind, und die Gesezze können mir nicht gebieten, unmenschlich zu sein.

Engl. Herr Amtmann! aller Beischlaf ausser der Ehe ist verboten. Qui transgredit Legem peccat, qui peccat poena dignus. War das nicht einmal so Ihr Schlus?

Amt. (mit beiden Händen auf den Bauch schlagend) Ja, wer freiwillig sün-

digt; aber hier ist ein Unterschied. Mein Netchen ist nur unglüklich, nicht boshaft.

Eng. Lieber Mann! Warum so ein rüstiger Advokat in Ihrer eigenen Sache, und so ein strenger Richter in fremder Angelegenheit?

Amt. Und was wollen Sie? Mir das Herz noch schwerer machen? Bin ich nicht schon ohnehin unglüklich genug? Ist mein armes Netchen nicht ohnehin schon gestraft? Hab ich eh anders geurtheilt, so kannt ich nicht die Lage der Unglüklichen, die ich richtete.

Engl. Das wollt' ich, Herr Amtmann mehr nicht. Ich hoffe, diese Erkenntniß, die sie nun gemacht haben, wird sie in jedem Gerichte, das Sie über einen Sünder halten, erinnern: — Wie leicht kann auch ich in die Lage dieses Unglüklichen gerathen, und, durch Zeit, Umstände, Gelegenheit verleitet, das nämliche Verbrechen begehen. — Und diese Erinnerung wird sie Menschlichkeit in der Beurtheilung seiner Verirrungen lehren. Sie werden

nicht mehr mit so kaltem, ruhigem Blute seine Verurtheilung aussprechen; ein Schauder wird Sie ergreiffen, und zum Mittleid, zur Nachsicht, zur milden Linderung der Strafe bewegen.

Past. Ich wollte, daß alle Richter in den verschiedenen Umständen, in die ein Mensch gerathen kan, und durch die er dann zu seinen bösen, widrigen Handlungen nothwendiger Weise bestimmt wird, vorher gewesen wären, eh sie das richterliche Amt übernahmen.

M. O. (Murmelte etwas halb laut zwischen den Zähnen, so daß es der Pastor hören konnte.) So hätt' ich vorher ein Nachdrukker sein müssen, bevor ich einen henken lies?

Past. Wenigstens ein Buchhändler, oder Buchdrukker. In einem Lande, wo alle Bürger Diebe sind, muß der rechtschaffenste Kerl mit stehlen, wenn er nicht erhungern will; und dann ist ihm sein Diebstahl nicht so sehr zu verargen.

Nur jene verdienen die Verachtung, die den Diebstahl beganen, und die, die ihn begünstigen.

M. O. — schwieg!

Aber blutiges Donnerwetter, lärmte der Obriste darein, ich habe den Teufel von all dem Schnak! Lassen Sie uns lieber sehen, was uns der Wirth zur Erholung bereitet hat. — Denn bei allen Luzifern — Doch halt', ich hab vergessen, daß ein Geistlicher in der Stube ist, und die Herrn können das Fluchen nicht leiden, wie Sie sagen.

Past. (lächelnd,) das Fluchen nicht, Herr Obrister, da haben Sie Recht; aber ihre unbedeutende Worte, die in meinen Ohren nichts weniger, als ein Fluch sind, kann ich ganz gerne ertragen.

Obr. (Schüttelt des Pastor Hand mit aller Vertraulichkeit eines biedern Mannes) Holl mich der Teufel, Sie sind der erste Geistliche, den ich so reden höre; aber mich soll auch das Donnerwetter in

Millionen Stükke zerschmettern, wenn Sie nicht der einzige sind, der —

Past. (hielt ihm den Mund zu) lieber ein Donnerwetter, oder ein Paar tausend Teufel, als was Sie weiter sagen wollen.

Obrist. Auch recht, ich kann ohnehin nicht recht fort, wenn ich einem eine Lobrede halten will. — Also, marsch! wir wollen sehen, was es auf dem Tische giebt.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Man beurlaubt sich auf immer.

Der Wirth hatte für seine Gäste recht gut gesorgt. Eine niedliche Mahlzeit gab ihnen neue Kräfte, und der herrliche Wein belebte ihre Geister. Der Herr Amtmann vergas das Unglük seiner Tochter, und ward von dem Pastor, Obristen, Engländer und meinem Onkel wechselsweise aufgemuntert, ganz in seinem gewöhnlichen Humor. Nur Netchen saß ganz traurig da, warf manchmal einen Blik auf den Engländer und auf Luzien, und dachte — Wär ich doch auch in einem Walde so glüklich! — Luzie tröstete sie, so viel sie konnte, und der Obriste fluchte manchmal ihre Traurigkeit weg.

Nun war es Zeit zum Aufbruche. Es ist ein närrisches Zeug um den Menschen, donnerwetterte der Obriste. Kaum findet

man einige gute Freunde, so muß man sie auch schon wieder verlassen.

Mylord sezte hinzu; ohne die Hofnung zu haben, sie vielleicht jemals wieder zu sehen.

Past. Hienieden

Myl. Wahrlich! Man sollte so wenig, als nur möglich, mit den Menschen Bekanntschaft machen. Trift man der Guten welche an, so wird man von ihrer Seite getrennt, und sieht sie in seinem Leben nie wieder; dieses verbittert dann die wenigen Freuden, die man in ihren kurzem Umgange genos. Trift man der bösen welche an, mit denen man leider öfters, als mit den Guten, zusammenkommt, so ist es ohnehin besser, man sieht sie gar nicht.

M. O. Von guten Freunden sollte man nie getrennt werden!

Past. Und doch trägt das zu unsrer künftigen Glükseligkeit vieles bei. Durch

die Trenung lernen wir erst den Werth der Freundschaft kennen; wir lernen unsre Freunde schäzzen, und fühlen, wie nöthig sie zu unserm Glükke sind; wie gros wird also unsre Freude sein, wenn wir sie jenseits des Grabes wieder finden werden! wie sehr werden wir uns bestreben, ihre Freundschaft in einer beständigen Dauer zu erhalten!

M. O. Ja wohl, ja wohl!

Amt. Aber das Finden jenseits des Grabes, das ist ungewis.

Past. (Lächelte und zeigt gegen Himmel) Gewis gewis! In diesem ganzen Weltall thront einer, der uns alle zusammen führen wird. — Es ist ein trostreicher Gedanke.

Mylord. Gott verdamm mich!

Obrist. Mich soll der Teufel holen, wenn ich nicht Ihrer Meinung bin, Herr Pastor! Es ist ein trostreicher Gedanke! Da mein Sohn an meiner Seite von ei-

ner Kanonkugel niedergeschmettert wurde, dacht ich. „ Fahre zu, guter Junge! dich hat das Herrgottdonnerwetter erschlagen, und von meiner Seite gerissen! Mag darum sein! ich werde dich schon wieder einmal finden! „ dies gab mir Muth und ich stürzte von neuem in die Feinde.

M. O. Ich werde Sie also einst alle wieder finden.

Obrist. Wird es den dort auch Esel geben?

Past. Wir sind alle Geschöpfe.

Obrist. Ich verstehe, ich verstehe, (zu meinem Onkel) Top aufs dortige Wiedersehen! Warum sollt nicht auch ein Esel so gut wie ein Mensch seine Freunde einst wieder finden?

Man umarmte sich nun allerseits, wünschte sich ein glüklichės Leben, bedauerte, hier sich vielleicht nicht mehr zu sehen, und tröstete sich mit dem Wiederfinden jenseits des Grabes.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Leser gerathen in eine ganz bekannte Gesellschaft.

So vergiengen einige Tagreise, als Sie bei einem Dörfchen anlangten, das meinem Onkel, ganz bekannt schien. Sie fuhren beim Pfarrhause vorbei und mein Onkel war aufmerksam. Unweit davon sah er einen Baum, an welchem er, däuchte ihm, sich einst gelehnet, und gewisse für die Menschen nicht allzugünstige Betrachtungen gemacht zu haben glaubte. Einige hundert Schritte weiter erblikte er ein kleines Häuschen, an dessen Garten ein dunkles Wäldchen steht; und nun zweifelte er nicht länger, daß dies derjenige Ort sei, wo er zum ersten Male unter die Menschen kam. Giuseppo! schrie er laut, Giuseppo! Der Engländer wußte nicht, was das bedeuten solle, und fragte ihn, ob ihm was fehlte, daß er so

schreie? „Ach, antwortete mein Orkel, hier wohnte der rechschaffenste der Menschen, dessen Lehren, folgte ich ihrer Stimme, mich glüklich gemacht hätte!“ Nun erzählte er dem Engländer alle Umstände seiner Bekanntschaft mit Giuseppo, wodurch Mylord neugierig wurde, den sonderbaren Mann kennen zu lernen. Er stieg mit meinen Onkel ab, und beide gingen dem Häuschen zu.

Wirklich war dies Giuseppos Aufenthalt. Je näher mein Onkel demselben kam, je vertranter ward ihm alles. Die Leser kennen Giuseppos Habseligkeiten, und wißen daher, daß seine Thüre nie verschlossen war. Mylord und mein Onkel konnten also ungehindert eintreten. Sie gingen ins Wohnzimmer, aber es war leer; von da ins Schlafgemach, auch niemand hier. Er wird heute wallfarten sein, sagte mein Onkel, und sie giengen in das nahe gelegene Wäldchen. Er führte den Engländer grade an Joikondons Grab. Sie traten in die heilige, dunkle Stille; und Giuseppo war nicht da. Ein plözlicher Schauder ergrif

mei=

meinen Onkel, er trat näher und fand zween Grabeshügel. Auf dem einem las er Joikondos bekannte Grabschrift, und auf dem andern: Hier giebt Giuseppo der Erde zurük was er von ihr entlehnte!

Tod! schrie mein Onkel, und sank betäubt auf das Grab. Mylord wischte eine Träne aus seinem Auge und sagte ganz leise: — glüklich! Tod !rief mein Onkel nach einer langen Pause, während welcher der Schmerz seine Zunge gebunden hielt, und der sich izt in Tränen ausflößte, Tod! der redlichste der Menschen, der einzige, der den Namen, Mensch, verdiente! Hier giebt er der Erde den groben Theil seines Selbst zurük, den er von ihr entlehnte, aber der edlere Theil desselben wallt nun gewis in bessern Welten umher. — — Mylord sezte sich neben meinem Onkel. Beide schwiegen, jener in tiefe Betrachtungen, dieser in den stärksten Schmerz versunken. Lange sassen sie so, als sie zween Greise aus dem Gebüsche kommen sahen. Er ist's schrie mein Onkel, sprang auf, und eilte auf sie zu. Wie gros war sein Erstaunen, und seine

Freu-

Freude, als er in den andern den guten Joikondo erkannte. Alle drei umarmten sich izt, und kehrte nzum Engländer zurük; der noch immer auf dem Grabe sas. Mylord empfieng sie etwas kalt, dies fiel meinen Onkel empfindlich auf. "Sie freuen sich nicht Mylord, da ich meine Freunde wieder finde?"

Engl. Ich freute mich, da ich die Grabschriften las;

M. O. Uiber ihren Tod?

Engl. Uiber das Glük Ihrer Freunde. Sie sind, dacht, ich, wo Ruhe ist, und nichts sie zu stören vermag; aber izt seh ich, daß sie noch nicht zur Ruhe gelangt sind, und kann mich nicht freuen.

Giuseppo. Mylord hat Recht. Der Weise freut sich nicht über das Leben seiner Freunde, sondern über ihren Tod. — Mich freut's Ihre Bekanntschaft zu machen.

M. O. Aber warum haben Sie schon Ihren Grabeshügel errichtet?

Giu-

Giusep. Um mich stets an mein baldiges Glük, das nur hier zu finden ist, zu erinnern. Nun wandeln wir ich und Joikondo täglich hieher, und holen, uns vom Grabe Trost für die Leiden des Alters. — — Aber wie kommen Sie wieder an diesen Ort? Sind sie des Hofes, oder ist der Hof Ihrer müde?

M. O. Beides. Ich habe genug am selben gelebt, um nicht dessen müde zu sein; und überhaupt ekkelt's mir nun ganz vor den Menschen.

Gius. (Sah Joikondo lächelnd an.) Fanden Sie kein vollkommene?

M. O. Keine! Sie sind nach ärger, als Sie mir selbe geschildert haben.

Joikondo. Sie werden nur die vollkommenen, deren es doch welche geben mus, nicht gefunden haben.

M. O. Leider nicht! und mein Glaube an sie ist nun so schwach, daß ich gar keine mehr suchen will, aus Furcht, ich

könnte

könnte noch schlimmere Menschen antreffen; denn daß es vollkommene gebe, daran zweifle ich ganz.

Gluf. (lächelnd.) Da werden Sie es mit Joikondo zu thun bekommen.

Engl. Nun wahrlich ich halt's mit dem blauen Esel.

Sie schwazten von den Menschen so lange, daß Mylord ganz auf Luzien vergas, und nicht eher an sie dachte, als bis er den Abendstern sah, welcher ihn erinnerte, daß seine Gemahlin seiner mit Ungedult harren werde. Gote verdamm mich, sagte er, mit unsern vollkommenen und unvollkommenen Menschen hab' ich ganz meines Weibes vergessen. Lassen Sie uns zurükkehren, denn die Gute ist allein, und wird nicht wissen, wo wir so lange sind! Sie standen nun auf, und kehrten nach Giuseppos Wohnung zurük.

Wenn mein Lager für die Liebe nicht zu hart ist, so können Sie bei mir übernachten, sagte Giuseppo.

— Wahre Liebe bedarf keines weichen Bettes, erwiederte Mylord, und schlug ein. Er holte Luzien. Sie schwäzten bis Mitternacht mitsammen, als der wohlthätige Schlaf ihre Augen schlos. Mylord empfand die Wahrheit seines Sazzes, und Luzie führte übers Jahr dem Giuseppo einen lebendigen Grund zum Beweis auf, daß sein Lager für ihre Liebe nicht zu hart war.

Acht

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Die Leser mögen selbst eine Uiberschrift darüber machen.

Noch nie erwachte mein Onkel mit so vieler Munterkeit, als an diesem Morgen. Sein ganzes Leben mit all den mannigfaltigen Begebenheiten, die das Schiksal darein verwebt hatte, stand vor seiner Seele. Warst du nicht ein Thor, dachte er, daß du dich so sehr um glänzendes Flittergold bemühtest, bei dessen Verlust so sehr klagtest, und nur den einzigen grösten Verlust für gering hielst — die kurze Dauer deines Lebens, die du in die Ewigkeit begrubst, ohne sie zu genissen? O Thor! sei glüklich, wo du es sein kannst! Was kümmerts dich, in welcher Gestalt du es bist! ob als Fürst, als erster Minister, oder nur — als ein

blauer

blauer Esel! so dachte er und ging zu seinen Freunden, die seiner warteten.

Daß sich alle einen guten Morgen boten, ist im gemeinen Leben so gebräuchlich, daß wir es für unnöthig halten, unsern Lesern etwas davon zu sagen. Neugieriger aber werden sie sein, zu wissen, wie Joikondo, den wir im ersten Theile in nicht allzu guten Händen liessen zu seinem Giuseppo kam? Da mein Onkel eben so sehr darnach verlangte, sa hatte Joikondo die Gefälligkeit für ihn, seine Neugierde zu befriedigen, und also können wir auch unsrer Leser ihrer mit wenigen Worten Genüge leisten.

Joikondo, wie wir wissen, wurde als ein Verführer der Jugend eingezogen. Er war nahe an dem, durch die heilige Gerechtigkeit sein Leben zn verlieren, als ihn der Sohn des Bürgermeisters, ein Schüler von ihm, aus Dankbarkeit für die empfangene weise Lehren rettete. Er war der einzige, und folglich von seiner Mutter über alles geliebteste Sohn. Bei dieser bat er um Joikondons Befreiung, und

 droh=

drohte, Soldat zu werden, wenn sein Freund nicht frei würde. Die Mama sank bei dem Worte, Soldat! in Ohnmacht. Sie sah ihren geliebten Sohn schon im Gewühle der Schlacht; tausend Kanonkugeln zu seiner Rechten: und zehntausend zu seiner Linken niederfallen; sie sah ganze Schaaren feindlicher Reuter mit gezükten Säbeln auf ihn einhauen, und ihr zärtliches Mutterherz zitterte für das Leben ihres Sohnes. Sie gab ihm Geld, versprach ihm ein schönes Reitpferd, ein hübsche Mätresse, eine reiche Frau, es half alles nichts. Da sie nun sah, daß er von seinem gräulichen Vorsazze, Soldat zu werden, nicht abzubringen sei, so versprach sie ihm heilig, seinen Freund noch diesen Tag zu befreien, nur sollte er ihr dieses Herzenleid nicht anthun!

Da sie erfuhr, daß Joikondo auf Anstiften des Priesters, welcher dem sterbenden Jüngling mit seinen heiligen Flüchen in das Grab begleitete, eingezogen ward, so lies sie ihn auf der Stelle zu sich kommen. Mit einer wüthenden Mine nannte sie ihn den Mörder ihres Sohns, drohte,

te, ihn nie wieder über ihre Thürschwelle kommen zu lassen, ihm kein Geld auf Messen zu geben, und mit einem Worte, ihre hülfreiche Hand völlig von ihm abzuziehen, wenn er es bei ihrem Manne nicht dahin bringe, daß Joikondo entlassen werde. Der gute Geistliche erschrak nicht wenig, da er sein sonst so andächtiges Beichtkind izt so wüthend sah. Er sollte nun täglich seinen guten Tisch, und seinen Gulden für die Messe verlieren; — „Mögen alle Leute Kezzer, oder Atheisten sein, dachte er, ich will meine Lekkerbissen ihrer Bekehrung wegen nicht verscherzen. Die heilige Kirche mag sehen, wie sie die Teufelsbraten ausrotten, oder auf den Scheiterhaufen bringen kann, wenn ihr der Geruch sowohl behagt; mir bekommen die gebratenen Kapaunen der Frau Bürgermeisterin besser!„ Nach diesen weisen Uiberlegungen entschuldigte er seinen heiligen Eifer für das beste der Religion, und versprach für Joikondo ein gutes Wort beim Herrn Bürgermeister einzulegen.

Er hielt Wort. Er stellte dem Herrn Bürgermeister mit andächtiger Mine vor,

daß er eben vernommen habe, Joikondo sei der beste Christ von der Welt. In seinem Eifer, und in seinem heiligen Unwillen über die Unbusfertigkeit des verstorbenen Atheisten habe er geglaubt, Joikondo hätte ihm seine verfluchten Grundsäzze beigebracht, und wäre nun da, ihn darin noch mehr zu stärken; er habe aber izt von einem andern Geistlichen, der auch an der Bekehrung dieses Freigeistes gearbeitet habe, gehört, daß Joikondo nicht nur allein ein Christ sei, sondern so gar dem verdamten Freygeist zugesprochen habe, sich zubekehren. Er halte sich nun in seinem Gewissen verbunden, dem Joikondo das Zeugnis seines guten Christenthums zu geben, damit er nicht unschuldig hingerichtet werde; denn es wäre vor Gott nichts sträflicheres, als unschuldiges Blut zu vergissen. „ — — Kein geltenderes Zeugnis konnte der Bürgermeister für Joikondos Unschuld erhalten, als eben dieses seines Klägers, und so lies er ihm auf der Stelle los. Sein Sohn gab seinem redlichen Freunde Geld, und dieser reiste, da er sah, daß er keine vollkommene Menschen finden könne,

ne, sondern überal gleiche Thoren, oder Bösewichter antreffe, wieder zu seinem Giuseppo, um mit ihm wenigstens von vollkommenen Menschen reden zu können, da er — keine zu finden so bald hoffen durfte.

Joikondons Geschichte gab Anlas von neuem das Gespräch auf die Menschen zu lenken. Giuseppo, mein Onkel, Mylord, Luzie bewiesen so unwiederlegbar aus ihren Erfahrungen, daß es keine vollkommene Menschen gäbe, beriefen sich auf Joikondons eigene und unläugbare Erfahrungen, daß dieser endlich halb gestand: es sei zwar hart, vollkommene Menschen zu finden, doch gebe es deren gewis welche.

Im Monde, sagte Giuseppo. Joikondo blikte hinauf, und man sah es seinen Blikken an, daß er sich wünschte, oben zu sein.

Mein Onkel befand sich in der Gesellschaft dieser zween Freunde so wohl, daß er beschlos, seinen lezten Lebenstag bei

ihnen in die Ewigkeit hinabsinken zu sehen. Er endekte ihnen seinen Wunsch, und diese nahmen ihn mit Freuden auf. Er dankte dem Engländer für seine Güte, und entdekte ihm seinen Entschlus. Mylord fand selbst so viel Behagen an dem zurükgezogenen Leben dieser Philosophen, daß er die Zahl drei mit zwei addiren wollte. Aber Giuseppo sagte ihm: „ Nur der kann ohne ein Verbrechen sich der Welt entziehen, welcher fühlt, daß er ihr nicht dienen könne. Sie, Mylord haben Güter und können viele Menschen glüklich machen; Sie sind also Ihre Gegenwart Ihren Unterthanen schuldig. „

Mylord fühlte, daß Giuseppo recht habe, und reiste mit Luzien nach England. Er ward der Vater seiner Unterthanen, und lebte im verborgenen, als Mensch. Er schrieb fleissig an seine Freunde, und starb in einem hohen Alter. Die Welt kannte ihn nicht, denn er hatte sich durch keine grosse Thaten ausgezeichnet, sondern war blos Wahlthäter der Menschen, der ohne Geräusch Gutes that, und so muste er bald vergessen sein;

Giuseppo, Joikondo und mein Onkel lebten ganz vergnügt. Giuseppo heilte den leztern von seinen Thorheiten, die ihm noch von der Welt anklebten, und beide brachten es endlich bei Joikondo dahin; daß dieser allmählich zu glauben anfing: es müssen wohl doch keine volkommene Menschen unterm Monde sein. Da er von Giuseppo gehört hatte, daß es deren nur im Monde geben könne; so war es nun seine Lieblingsbeschäftigung, stets hinauf zu blikken.

Bei Joikondos und Giuseppos Grabe errichtete auch mein Onkel das seinige. Er sezte sich diese Grabschrift selbst: „Nun bin ich allen Geschöpfen gleich, die vor mir waren, und auch izt sind, sobald sie sein werden, was ich nun bin. Ich glaubte, daß die Menschen, weil sie aus allen Geschöpfen die grösten Vorzüge haben, auch die vollkommensten sein müsten; aber ich täuschte mich. Ich fand, daß sie aus allen Thieren die unvollkommensten sind!“

Uiber alle drei Grabeshügel errichte-

ten diese Weise einen steinernen Bogen, worein sie folgende Worte gruben. „Hier ruhen zween Menschen, und ein blauer Esel; dieser fand aus allen Menschengestalten, daß diese nur allein Menschen waren; und jene, daß ein Esel besser sei, als was die Welt, Menschen nennt!„

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Schiksal des Maulthiers als Verfasser des blauen Esels.

Hütte dich vor einem Wucherer, denn sein Gelddurst verleitet ihn zu den niederträchtigsten Handlungen, und jeder Schurkenstreich ist ihm Tugend, sobald er dadurch eine seiner Absichten befördern kann! „ Diesen Rath gab mir mein Vater, der das Unglük hatte in den Diensten eines Wucherers zu sterben. Ich nahm mir vor, demselben genau nachzukommen; allein, wie es geht, wir befolgen selten den Rath, der uns gut ist.

Freilich mag mich das entschuldigen, daß der Wucherer, dem ich einst einige Lasten zu tragen mich anbot, ein halb geistliches Amt bekleidete; er war Kirchenvater ging Sonn- und Feiertage mit dem Klingbeutel in der Kirche herum, und

sammelte das Almosen. Einige guten Leute glaubten, er thät es aus Eifer für die Religion; allein er that es, damit er selbst nichts in Klingebeutel werfen durfte, und manchmal noch einige Dreier daraus heimlich mausen konnte; auch sprach er sehr viel von der Liebe des Nächsten, und von der Rechtschaffenheit, und von dem: Euer Rede sei: Ja, ja: oder Nein, nein! u. d. gl. Dieses machte, daß ich ihm viel zutraute; aber ich fand hernach, daß die Wucherer alle so reden.

Dieser Wucherer hatte Lust den blauen Esel einst zu mieten; denn er hielt ihn für stark genug, seine Geldsäkke zu tragen. Nun aber wollte der blaue Esel keinem Wucherer dienen, sondern sein Glük am Hofe machen; auch sah ich besonders nicht gerne meinen Onkel in den Händen eines Wucherers, der ihm kaum halb satt zu essen reichen wollte; und darum ward er wider mich und meinen Onkel ganz aufgebracht. Er hatte einen Eseltreiber gemietet, der am Verstand weit unter den Thieren erniedriget war, die seiner Aufsicht anvertrauet waren. Dem gab er den Auftrag,

mich

mich und meinen lieben Onkel zu fezzern. Dieser that das Werk für einen Dukaten, den ihm der Wucherer versprach sehr gerne; allein es bekam ihm übel. Unglükliｃher Weise wagte sich der Fezzer zu nahe zu mir und ich schlug ihm den Schedel entzwei. Eine Menge Volks lief herbei, und sah mit Verwunderung, daß aus dem zerschmetterten Schedel statt des Gehirns faules stinkendes Eiter herausflos, woraus jeder urtheilte, der Kerl müsse rasend gewesen sein, denn sonst würd' er sich nicht an ein Maulthier gewagt haben, das ruhig seine Strasse trabte, ohne ihn noch jemand andern beleidiget zu haben.

Dieser fehlgeschlagene Versuch reizte den Wucherer nur noch mehr zur Rache. Er versprach einem ganz pokkennarbigten Autor, den Appolo so sehr im Gesichte zerfezt hatte, weil er sich unterfing, seine Leier zu nehmen und einige Liedleins darauf zu dudeldeien, seine zusammgeschrappten Liedleins drukken zu lassen, wenn er mich und meinen Onkel geißeln und schimpfen würde. Das erste konnte nun das pakkennarbigte Autorlein nicht; aber

aber schimpfen war so ganz seine Sache. Er ging überall herum, sprach von mir und meinem Onkel schlecht, ohne mich und meinen Onkel nur gesehen, vielweniger erst gekannt zu haben, und prophezeihte uns beiden ein ewiges Verderben. Ich wollte mich darüber ärgern; aber mein Onkel flüsterte mir ins Ohr: „Sei ruhig, lieber Neffe! siehst du denn nicht, daß das Menschlein so unbedeutend ist, daß ihn die andern Menscheu sogar für zu schlecht zum schimpfen halten? Laß den Kothkäfer sumsen! hat ja sonst nichts von der Natur erhalten, als im Kothhaufen herumzustänkern!„ Ich fand, daß mein Onkel recht habe, und ärgerte mich nicht, sondern dachte: mag er schimpfen, der Elende, so lang er will! ist ohnehin einer von den Gezeichneten, willst ihn also mit deinem Hufe nicht noch mehr zeichnen. Und so — ließ ich ihn laufen.

Weil ich glaube, daß mich vielleicht noch manches Autorlein beklaffen wird, so will ich hier in etwas meine Meinung für immer und ewig gesagt haben.

Es wird sich mancher aufhalten, daß ein Esel Dinge thut und spricht, die vielleicht er selbst weder thut noch spricht allein das ist ja meine Schuld nicht, da ein Esel mehr that, als das Autorlein zu thun vermag. Man wird mir eine Unwahrscheinlichkeit vorwerfen; aber mir war mehr um die Wahrheit, als Wahrscheinlichkeit zu thun. Ist in der Geschichte meines Onkels die erstere, so kann man die leztere immer darin vermissen. Auch der Karakter meines Onkels wird nicht allen anständig sein. Bin's zufrieden. Manchmal ist er ganz Esel, und manchmal ganz — Philosoph. — Hab's so unter den Menschen gefunden; und wollte nun nicht anders ihn zeichnen, als wie ich glaubte, daß zu seiner Kopie viele Orginale könnten aufgefunden werden; denn sonst wärts Schimäre, und wozu nuzt die? Manche Wahrheit ist freilich etwas bitter darin, aber einen verderbten Magen muß man nur mit bitteren Arzneien einrichten. So viel sei den Herrn zur Nachricht.

Uibrigens können Sie mich schimpfen, oder loben, das gilt mir gleich viel. Lieber

der ist es mir noch, wen sie das erstere thun. — Sollten mich die Herrn Rezensente zu Jena und Berlin und et cætera tadeln, so werd, ich ihnen sagen.

Ihr Herrn tadelt mich! ich dank' euch wohl
recht sehr;
Erhielt ich euer Lob, so schrieb ich auch nichts
mehr.

Drei=

Dreissigstes Kapitel.

Non numero stultorum magno, sed parvo sapientum placere studui; obtento fine contentus sum; nec tandem curo quid caeteri de me sentiant.

Dieses Kapitel werden die Leser am schönsten finden; denn die Geschichte ist — zu Ende.

Register.

Erstes Kapitel.

Sehr weinerlich. Ich rathe den empfindsamen Lesern und Leserinen etliche Schnupftücher an die Seitr zu legen, um die Tráneu zu troknen. — Freuen Sie sich nicht schon Freude der gesigwärtelten Empfindelei?

Zweites Kapitel.

Sint haec exempla casta puella tibi!
das heist:
Ein gutes Präservativmitttel, meine artige Schönen!

Drit-

Drittes Kapitel.

Etwas das im vorhergehenden Kapitel nicht gesagt werden konnte.

Viertes Kapitel.

Eine Einladung nebst einem besondern Nachtische für die Leser.

Fünftes Kapitel.

Das Maulthier reist mit seinem Onkel.

Sechstes Kapitel.

Abgelöst — vom Postwagen am Schreibpulte.

Siebentes Kapitel.

Unverhofte Zusammenkunft — Mein Onkel kommt frisch und gesund an dem Hofe zu **** an.

Achtes Kapitel.

Könnte auch das erste des dritten Theils sein.—

Visiten und Abgabe der Empfehlungsschreiben.

Neuntes Kapitel.

Grosse Assemblee. Mein Onkel begehet die Unhöflichkeit, den Herrn und Damen die Wahrheit zu sagen.

Zehntes Kapitel.

Unvermuthete Eroberung. Glükliche Aussicht für meinen Onkel.

Eilftes Kapitel

Audienz. Der blaue Esel gefält seiner Majestät.

Zwölftes Kapitel.

Promozion. Die Leser lassen sich die Ursache davon nicht träumen.

Dreizehntes Kapitel.

Was bei den Spöttern zur Entschuldigung des Königs dient, und für diejenigen, welche die ganze Geschichte meines Onkels nur für ein höchst unwahrscheinliches Märchen halten, als Beweis für die Wahrheit derselben kann angesehen werden.

Vierzehntes Kapitel.

Mein Onkel zeigt sich in seiner Würde. Weisheit [und Staatseinsichten, die noch nie ein Esel gehabt hat. Karakter Seiner Majestät des Königs.

Fünfzehentes Kapitel.

Der blaue Esel gewinnt es den Geistlichen und den Konsilium der Weiberröcke ab.

Sechzehntes Kapitel.

Mein Onkel erwirbt sich die Gunst der Gelehrten. Urtheil desselben wider einen Nachdr ukker.

Siebenzehntes Kapitel.

Worin seine Majestät ihr gesezgebrische Gewalt beweisen.

Achtzehntes Kapitel.

Staatseinrichtungen, worin mein Onkel beweist, daß ein Esel wirklich mehr Verstand habe, als die Menschen.

Neunzehntes Kapitel

Quid virtus, et quid sapientia possit!

Nach der wahren Uibersezzung: ihre Anhänger arm machen, und im Elend schmachten lassen.

Zwanzigstes Kapitel.

Wer steile Felsen hinanklimmt, stürzt in tiefen Abgrund, und kann vom Glük sagen, wenn er mit einem Beinbruch davon kommt.

Ein und zwanzigstes Kapitel

Die Leser bekommen wieder einen ehrlichen Kerl zu sehen, den sie im schon ersteu Theile kennen lernten.

Zwei und Zwanzistes Kapitel.

Wenn man auf Reisen nichts bessers weis, so erzählt man sich Märchen, oder seine Lebensgeschichten, die um nichts besser sind.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Berg und Thal kommen nicht zusammen aber Menschen. — Ein altes Sprichwort.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Beweis wie sehr das obige Sprichwort wahr sei.

Fünf und zwamzigstes Kapitel.

Worin die Leser ganz was Alltägliches finden.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Man beurlaubt sich auf immer.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Leser gerathen in eine ganz bekannte Gesellschaft.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Die Leser mögen selbst die Uiberschrift darüber machen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Schicksal des Maulthiers als Verfasser des blauen Esels.

Dreissigstes Kapitel.

Non numero stultorum magno, sed parvo sapientum placere studui; obtento fine contentus sum; nec tandem curo quid caeteri de me sentiant.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1 + 2 = 500.–
Juli 84

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huber, Franz Xaver, 1755-1814

Der blaue Esel Eine Geschichte

Bd.: Zweiter Theil

Wien und Leipzig 1789

P.o.germ. 2061 p-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129611-8
VD18 90494210